

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1911.



Berlin, den 2. Dezember 1911.

Englisches Salz.

Leicht, lieber Bethmann, wird mirs ja auch nicht. Noch im Herbst habe ich Allen, die darauf hindeuteten, gesagt, ich könne aus dem Kanzlerhaus nicht einen Taubenschlag machen und wolle die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich Ihr anständiger Fleiß schließlich durchsetzen werde. Mit Ihnen habe ich, als junger Prinz, meinen ersten Bock geschossen, Ihnen seitdem schnell vorwärts geholfen und persönliches Wohlwollen bewahrt. Das bleibt Ihnen; wenn Sie, für sich oder für Ihre Kinder, eine Rangerhöhung wünschen, erfülle ich den Wunsch gern. Aber Sie müssen selbst einsehen, daß es amtlich nicht dauern kann, wie es ist. Nein? Glauben Sie noch immer, man müsse die schlechte Wahl, die Ihnen bevorsteht, wie ein Fatum hinnehmen und, wenn die Karre nicht läuft, den Reichstag unter dem Zeichen einer neuen Flottenvorlage auflösen? Greys kluge Rede hat die Ausführung dieses Plänchens höllisch erschwert; wer danach zuerst wieder die Rüstunglast erhöht, wird nirgends freundliche Gefühle wecken. Auch bekämen wir das schädliche Gerede über die Anwendung unserer Waffen in den Wahlkampf hinein und ein paar friedliche Reden der londoner und pariser Leute könnten den Gegnern der Kreuzervorlage den Schein des Rechtes geben. Außerdem weiß ich nicht, warum wir erst durch Sand und Morast müssen. Daß die Herren Sozis Ihre auswärtige, die lautesten Centrumsmänner Ihre gesammte Politik loben, bringt mir noch nicht des Lebens ungemischte Freude. Meinen Sie, daß es gut wirken wird, wenn sieben oder acht Dutzend Sozialdemokraten am Königsplatz sitzen? Daß Ihre Freunde vom Centrum, wenn sie zehn bis fünfzehn Mandate verloren hätten,

durch artiges Beharren in gouvernementaler Haltung neue Verluste riskiren würden? Um Ihren Anhang nicht wegzuärgern, muß ich Sachen hinnehmen wie das neue päpstliche Motu Proprio, das die katholischen Geistlichen dem weltlichen Gericht entziehen will und, als eine an Dreistigkeit kaum überbietbare Verhöhnung staatlichen Rechtes und evangelischen Sinnes, vom König, vom Haupt der Landeskirche, vom Deutschen Kaiser mit schärfstem Rügewort abgewehrt werden müßte. Dagegen, wird jeder Wahlagitator brüllen, darf der Summus Episcopus nichts thun, weil seinem Kanzler sonst die letzten Männeken entlaufen. Weil Sie noch hoffen, mit den Polen die Lücken Ihrer Mehrheit im nächsten Reichstag ausfüllen zu können, muß ich mich in Posen wieder mal auf die andere Seite legen und aus der Akademie, nach dem Wunsch des Oberpräsidenten, am Ende gar eine Universität machen, die dem Panpolonismus auf deutscher Erde einen neuen Mittelpunkt gäbe. Und draußen siehts noch viel ärger aus. Ohne irgendwie Beträchtliches eingesackt zu haben, sind wir so unbeliebt wie niemals zuvor; nicht in Frankreich und England nur: auch in Rußland und Amerika, in Italien, Belgien und der Schweiz. ‚Gerne mag ich hören, daß Karlos meine Räthe haßt; doch mit Verdruß entdeck' ich, daß er sie verachtet.' Mein Standpunkt; nicht nur im eigenen Haus. Ich habe Sie schalten lassen, Ihnen sogar, weil Sie ihn durchaus wollten, nach eindringlicher Warnung Kiderlen zugeschanzt. Ich war müde, stets der beschossene Türkenkopf auf der Scheibe zu sein, der Ubiquitäre, der Alles allein machen wolle, und gab Ihnen Zeit und Macht zur Bewährung Ihres Könnens. Der Russenvertrag, der uns nach langem Lärm vages Versprechen und eine Erkältung der Türkenfreundschaft brachte, dem Zaren die Hälfte von Persien und die Erlaubniß gab, an seiner Westgrenze die Truppenzahl zu verringern, war die erste Enttäuschung. Wie viele sind ihr gefolgt! Erinnern Sie sich, mit welchem Nachdruck ich, in Wiesbaden und Kiel, von der Agadir-Aktion abrieth? An die Depeschen aus Straßburg und Hamburg? Das Ziel, hieß es jedesmal, ist die deutsch-französische Freundschaft, die Eure Majestät selbst seit Jahrzehnten erstreben; diesem Ziel sind wir schon ganz nah und England so sicher wie ein Gefreiter je seiner Köchin. Gesegnete Mahlzeit! Im Vergleich mit Ihrem Kiderlen scheint der Stier im Porzellanladen ein behutsames Thier. Alle irgend Erreichbaren hat er vor den Kopf gestoßen; zuletzt noch die Oesterreicher mit der jetzt

überflüssigen Erklärung, daß wir im Juli ‚allein‘ gewesen seien. Er durfte England, wo sichs um dessen Lebensfragen handelt, nicht als quantité négligeable behandeln und mich nicht dadurch, daß er an überspannten Forderungen festzuhalten schien, vor König Georg bloßstellen, mit dem ich eben ins Reine gekommen war. Er mußte den franko-italienischen Vertrag bedenken, der in dem Augenblick, wo wir den Franzosen das Protektorat über Marokko anboten, die Italiener zwang, sich Tripolitanien zu sichern. Und so weiter. Jetzt haben wir, lange vor Weihnachten, die Bescherung. Aus Frankreich bekomme ich fast täglich ein Buch, das den Krieg predigt oder aus dem mindestens ein wahnwitziger Deutschenhaß lodert; und weiß, was Cambons über die Manieren Ihres Stuttgarters erzählen. Marschall läuft sich die Hacken ab und findet mit seinen (vielleicht allzu eifrig herumgetragenen) Wohlwollensversicherungen doch kein Gehör. Wir haben Schewket verloren, die neue Gruppe Entente Libérale, der Kenner gute Wahlchancen zuschreiben, hebt den von Kopf zu Fuß verengländerten Kiamil auf den Schild und für uns ist nur noch ein machtloses Häuflein. Natürlich: wir, heißts, haben das Licht gehalten, als die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina, die Briten und Russen Persien nahmen, Marokko von den Franzosen, Tripolis und die Kyrenaika von den Italienern annektirt wurden. Riesenverluste für den Islam; wir haben nichts für ihn gethan und gestern noch den Protest gegen die Dardanellenblokade den Mächten der triple entente überlassen. Wie stehe ich, nach den Reden auf Saladins Grab und in Tanger, nun da! Von Deutschland, sagen die Mohammedaner, ist außer schönen Worten nichts zu haben. Deshalb habe ich mir Gwinner bestellt. Der Versuch, die Bagdadbahn für ein deutsches Unternehmen auszugeben, kann künftig nur noch schaden. Der Direktor der Deutschen Bank soll wissen, daß alle Politik auszuschalten und die Sache jetzt international und rein geschäftlich zu betreiben ist; sonst giebts neue Nackenschläge. Dabei hat unsere Abkehr von der Türkei uns nicht einmal Dank aus Italien eingetragen; unsere eben so instinkt- wie leitungslose Presse hat gegen den ‚Raubzug‘ und die ‚Barbarei‘ der Italiener gezetert, bis die Leute hinter den Alpen schon beim Hören eines deutschen Namens in Wuthkrämpfe fielen. Und nun, als comble, die Rede Greys, die meine Regirung bis auf die Knochen blamirt und an der Eure offiziöse Friseurkunst erlahmt. Eigentlich

müßte ich dem Mann telegraphiren: ‚Jeder Gentleman muß Ihnen Recht geben.‘ Fehler sind nicht immer unverzeihlich; Anstand, würdige Haltung, Wahrhaftigkeit dürfen in der Leitung großer Reichsgeschäfte nicht vermißt werden. Für brutale Räuber mag man uns halten; nicht für unzuverlässige, schäbige Kerle, mit denen ein Mann von guten Manieren sich kaum noch einlassen kann. Mir war schon die Geschichte mit dem wackeren Lindequist recht eklig. Der neuste Streich, bei dem wir obendrein nicht das Geringste verdienen, schlägt dem Faß den Boden aus. In Japan mag Kiderlen, wenn er sich nicht amortisirt fühlt, noch brauchbar sein; zu leugnen, daß er in der Westzone unmöglich ist, wäre wider das Reichsinteresse. Ihre Schuld ist nur, daß Sie ihn, trotz meiner und Bismarcks Warnung, sich in den Pelz setzten. Als Patriot und dem König treu ergebener Mann können Sie aber nicht wünschen, daß ich alles in Eurer Küche Eingerührte auslöffle. Ob der Deutsche einsehen lernt, daß sein Kohl, weil ich dem Topfe fern bleibe, noch nicht fett wird, ist mir im Grunde, wie Max Egon zu sagen pflegt, Wurscht. Aber ich will nicht den von Anderen gemachten Stank aufriechen; nicht meinem Haus einen Groll zuziehen, an dem ich unschuldig bin. Ein Magen- oder Darmleiden, das Luftveränderung und Ruhe fordert, ist schnell attestirt. Ich brauche fürs Erste einen ordentlichen, von keiner Partei abgestempelten, an keinen Versprechenszwirn gebundenen Mann von nobler Haltung und dem Vermögen, einen aus der Nation widerhallenden Ton zu finden. Das Reich braucht ihn. Er soll zunächst einmal Unrath und Explosivstoff, der sich gehäuft hat, wegschaffen und dann aus allen Lagern die Wohlgesinnten, denen der Krakehl nicht Lebensbedürfniß ist, zur Arbeit aufrufen. Finanzreform: erledigt; Schutzzoll: von innen nicht ernsthaft bedroht; preußisches Wahlrecht: das Königswort, das Modernisirung (also nicht Egalisirung) verhieß, an keinen noch giltigen Kommentar gekettet; Verhältniß zu den Fraktionen: nur durch das Staatsbedürfniß einer kräftigen, deutschen, also auch nicht römisch gefärbten, in modernem Geist dem Volkswohl dienstbaren Politik bestimmt. Dann muß das Gekreisch über den ‚schwarzblauen Block‘ endlich verstummen. Dann hat das Schwert der Opposition keine Schneide mehr; sind all die Schlagwörter von heute entwerthet. Dann mögen die Deutschen wählen; in schrankenloser Freiheit. Sie, lieber Bethmann, müssen den Konservativen, denen Sie öffentlich Patriotismus und Redlich-

keit abgesprochen haben, gefälliger sein, als gerade jetzt wünschens-werth ist; aus Heydebrands ziemlich sanfter Antwort klang ja die Zuversicht: ‚Den haben wir nun als Wahlgeisel!‘ Die Parteien sollen zeigen, was ihre eigene Kraft aufbringen kann, wenn die Kampfstätte von Trümmern und Marodeurbeute gesäubert ist. Danach wird gewissenhaft zu prüfen sein, wie regirt werden solle. Der alte Proviant ist aufgezehrt oder verschimmelt. Wir brauchen, drinnen und draußen, neue Gedanken; neue Männer, sie zu finden und auszuführen. Wir brauchen eine im ernstesten Sinn frohe Politik, die den Deutschen das Bewußtsein schärft, daß sichs bei jedem Reichsgeschäft um ihre Sache handelt, und sie das Vaterland tiefer lieben lehrt. Ich bin nicht mehr jung genug, um zu wähnen, ein Volk solcher Leistung sei wie eine Heerde zu leiten; doch auch nicht alt genug noch, um mich eigensinnig an Personen zu klammern, die, schuldig oder schuldlos, zu Hemmnissen der nationalen Entwickelung geworden sind. Ich will meinen Landsleuten das Mitbestimmungrecht nicht schmälern. Ich will nicht, daß sie mit Recht sagen dürfen: Die hält er, weil sein Stolz nicht zugeben mag, daß auch er menschlichem Irrthum unterthan ist.“

So würde Wilhelm der Zweite sprechen, wenn ihm das Empfinden der deutschen Menschheit, die Stimmung der besten Europäer genau bekannt wäre. In jedem anderen Land würden die für eine so spottschlechte Geschäftsbilanz verantwortlichen Staatsleiter verschwinden; vielleicht einem Uebergangsministerium weichen, dem nur die stille Verscharrung allen unfruchtbar verwesenden Haders aufgegeben wäre. In jedem anderen Land würde man trachten, dem Staatssinn die Hindernisse fröhlich vertrauender Bethätigung wegzuräumen, und das Volk, frei von rostigem Vorurtheil, doch unter dem Zwang der vor dem Gericht der Zukunft zu tragenden Verantwortung, vor die Frage stellen, ob es wirklich einer Partei, nach deren Wunsch doch, weil sie alle Grundbedingungen staatlichen Lebens verwirft, nicht regirt werden kann, zum Sieg helfen und dadurch die gefährlichste Reaktion heraufbeschwören wolle. Die Nothwendigkeit solchen Entschlusses scheint auf der Zinne des Deutschen Reiches noch nicht erkannt zu sein; man läßt einem hundertmal als untauglich erwiesenen Pedanten die Leitung und baut das Luftschloß der Hoffnung auf die Zauberkraft neuer Wehrvorlagen. Die Parteien, denen die Erhaltung des Reichselends Stimmenzuwachs verheißt, hüten

sich, jetzt schon einen Personenwechsel zu fordern, und würden knirschen, wenn höhere Gewalt ihnen vor der Wahl den Bethmann nähme, der, wie Jesus den Frommen, ihr Hort, ihre Zuversicht ist. Der leidigen Pflicht, immer wieder die Leistung dieses Mannes und seines wichtigsten Gehilfen aus Trugschleiern zu schälen, darf drum der Politiker, dem Deutschlands Schicksal das Hauptstück des Lebensinhalts ist, sich nicht träg entziehen. Er will nicht, wie das kleine Magisterherz des grämlich selbstzufriedenen Kanzlers annimmt und den Pedellenchor plärren heißt, „die eigene Regirung diskreditiren", sondern zeigen, um welchen Theil alten Kredites sie das Reich schon gebracht habe, um welchen, wenn der nationale Wille sich ihr nicht entgegenstemmt, sie es morgen bringen werde. So gut die Kraft eines Einzelnen es vermag, will er hindern, daß Lug die Deutschen in schwächenden Traum einlulle und draußen sich der Glaube festwurzele, rascher Gelderwerb habe diesem Volk den Sinn so verweicht, daß es, wie der gehorsamste Großgimpel, sich zu jedem Lied, zum schändlichsten, abrichten läßt.

Seit sechzig Jahren hat niemals eine berliner Regirung eine Niederlage erlitten, die der jetzt sichtbar gewordenen auch nur zu vergleichen wäre. Wer nicht blind und taub sein, nicht mit bewußter Absicht vom Trug sich umgarnen lassen will, weiß heute, daß diese ruhmlose Niederlage nur den Herren von Bethmann und von Kiderlen ins Schuldbuch zu schreiben ist. Nur ihnen; keines Anderen Uebermacht, Tücke, Verrath hat zur Unheilsstiftung irgendwie mitgewirkt. Mildernde Umstände? Nicht einer. Was die Beiden, nach ihrer Aussage in allen öffentlichen und geheimen Verhören, erstrebten, war, ohne jedes Geräusch, ohne das winzigste Aergerniß, als Siebentagewerk zu erlangen. Sie wollten den Franzosen das Recht schaffen, aus Marokko eine Provinz der Republik zu machen, und als Entgelt ein paar Fetzen der ungesunden, sumpfigen, von Europäern auf die Länge nicht bewohnbaren, mit Gesellschaftmonopolen und Schlafkrankheit belasteten Aequatorialprovinz heimbringen. Dankbare Ehrfurcht vor Brazzas Heldenleistung im Kongogebiet hätte den herrschenden Jakobinern höchstens für ein kurzes Weilchen das einträgliche Geschäft verleidet. Von der Abtretung solcher Kongostücke war seit sechs Jahren geredet worden; ließ sie sich gar, weil ein werthvoller Theil kameruner Gebietes zugewogen wurde, als Tauschhandel hinstellen, dann fiel die von Nationalstolz und Pietät leicht

gezimmerte Schranke. Was Deutschland davonträgt, hat im November ein Franzose gesagt, neiden ihm weder große noch kleine Mächte; ein französischer Bischof hat der Furcht Ausdruck gegeben, Deutschland werde in Wuth gerathen, wenn es das Eingehandelte erst richtig schätzen gelernt habe; und Herr von Lindequist hat Amtswürde und Wirkensmöglichkeit hingeworfen, um nicht im Reichstag sagen zu müssen, daß er von den neuen Landzacken und Sumpfzipfeln in absehbarer Zukunft irgendeinen Nutzen fürs Reich erhoffe. Kein Lügengespinnst kann dem Auge die Gewißheit bergen, daß eine höfliche Offerte viel schnelleren Abschluß erwirkt hätte als die jähe Kriegsschiffsdemonstration, die als Druck und Drohung empfunden werden mußte; keins die Thatsache aus dem Gesichtsfeld rücken, daß schon in der ersten Junihälfte, drei Wochen vor dem Panthersprung, Herr Jules Cambon bereit war, in Paris ein Abkommen zu empfehlen, wie es fünf Monate danach in Berlin unterzeichnet worden ist. England? Hätte sich (ein politisch auch nur Halbflügger brauchte es nicht erst von Grey und Asquith zu hören) solches Abkommens in jeder Stunde redlich gefreut. Erstens: weil es ihm das Recht auf die Meistbegünstigung verewigt, das nach dem Aprilvertrag von 1904 nach dreißig Jahren erloschen wäre. Zweitens: weil es ihm die Möglichkeit gab, am Tag nach der französischen Protektoratserklärung sich in Egypten von den Resten fremder Mitregentschaft (Kapitulationen, Gerichtsverfassung) zu befreien, den Khedive aus der Figurantenrolle zu drängen und Kitchener zum Vicekönig zu ernennen. Drittens: weil der unverhüllte Vorstoß ins Kongogebiet die Belgier den Deutschen verfeinden, die nachwirkende Erinnerung an die von Bismarck einst Leopold dem Zweiten gewährte Hilfe tilgen und die brüsseler Regirung den beiden großen Westmächten nähern mußte. Viertens: weil jeder kluge Brite dem deutschen Landhunger eine Scheinsättigung mit schlechten Gebieten wünscht, die auf Jahrzehnte hinaus Geldopfer heischen, die Kolonialkraft Deutschlands zersplittern, ihm in Afrika eine europäische Großmacht zum Nachbar geben und doch anzuführen sind, wenn sich in Berlin morgen neuer Drang nach Expansion ans Licht wagt. („Habt Ihr nicht neulich erst fast dreihunderttausend Quadratkilometer, von Euch selbst ausgesuchtes Land, mit unserer Zustimmung geschluckt?") Fünftens: weil jedem britischen Minister ein frankodeutscher Vertrag willkommen sein muß, der, ohne die Wurzeln

vierzigjährigen Grolles auszujäten, dem Deutschen Reich die Anstandspflicht aufzwingt, Frankreich, so lange es sich nicht zu offener Feindsäligkeit regt, in Ruhe zu lassen. (Nur die Furcht, nach englischem Angriff als Kontinentalgeisel behandelt und mit den Kosten des Nordseekrieges bebürdet zu werden, schreckt die Republik manchmal noch aus der Britenfreundschaft; schwindet sie, dann droht der entente cordiale kaum noch nahe Gefahr.) Sechstens: weil der neue Vertrag jeden weiteren Besitzwechsel im Kongogebiet von dem Mehrheitspruch der für die Kongoakte haftbaren Mächte abhängig macht, anderen Rechtsstreit einem vom Haag aus zu bestimmenden Gerichtsstand zuweist, das Deutsche Reich also willkürlichster Deutung und steter Majorisirung aussetzt. Siebentens: weil ein Ende des Marokkohaders, das uns nicht ein Bündniß mit Frankreich als Praemie bringt, jeden Politiker ein Verlust, nur den Oberlehrerkopf ein Gewinn deutscher Wirkensmöglichkeit dünken muß; weil das Deutsche Reich, auf dessen Antrag Marokko eine französische Provinz geworden ist, sich selbst den Raum geschmälert hat, auf dem es Haken einschlagen, Nothbastionen errichten, dem leis oder laut zürnenden Vogesennachbar Unentbehrliches gewähren oder versagen kann. (Der Verlust solcher Möglichkeit wäre mit einem Kranz blühender Hafenstädte noch nicht gedeckt; von den Verwesern des Reiches ward sie für einen Ramschbazarpreis verschleudert.) England hätte dem Zwillingvertrag im Juni mit dem selben Vergnügen zugestimmt wie im November. Ist ihm, im Ton höflicher Würde, gesagt worden, was Deutschland wolle?

Nein. Ob internationaler Brauch diese Mittheilung empfahl oder ins berliner Belieben stellte: sie wäre verständig und nützlich gewesen und hätte einer Regirung, die entschlossen war, steif und fest auf dem einmal Geforderten zu stehen, nichts von ihrer Würde geraubt. Unverständig aber, dem Interesse des Reiches und der Würde seiner Vertreter schädlich war die Flucht in die neue Sitte, Diplomatengespräche, sogar halb private, ohne Einwilligung des Gesprächspartners ans Licht zu zerren; wers, trotz dem Schaden, der seinen Nachfolgern aus so übler Manier erwachsen kann, thut, dürfte sich wenigstens nicht dem Vorwurf aussetzen, seine Darstellung habe große Lücken und sei parteilich gefärbt. Ein Journalistenverein, den ein Bierwitz des Herrn von Kiderlen als eine Narrenschaar höhnte, hat geantwortet, der Staatssekretär habe die Thatsachen entstellt. Ein Rechtsanwalt, dessen Brochure Herr von Kiderlen als ein

lächerliches Machwerk schilderte, hat den Staatssekretär der Unwahrhaftigkeit und unerhörten Vertrauensbruches beschuldigt. Max Jaenecke, der ein ernster, treuer und gescheiter Mensch war, hat noch vor seinem Tod manchem Freund und Parteigenossen erzählt, wie falsch ihn, der als Vertrauensmann der deutschen Zeitungbesitzer vor ihm stand, Herr von Kiderlen informirt, welchen großen und wichtigen Theil des französischen Kongogebietes er ihm auf einer billigen Aequatorialkarte als die unter allen Umständen für Deutschland zu erlangende „Kompensation“ gezeigt habe. Jetzt hat Sir Edward Grey ihn unvollständiger Darstellung und eines Verstoßes wider die gute Sitte alter Diplomatie geziehen; mit kaum hörbarer Ironie aber hinzugefügt, er begreife, daß die Lage der berliner Regirung ungewöhnliche Verkehrsformen empfahl. Das Alles ist ohne Beispiel in deutscher Geschichte. Weiter. Wenn die „vertraulichen Mittheilungen“, mit denen der Staatssekretär die Budgetkommission bewirthete, nicht deren Geheimniß bleiben sollten: weshalb legte man sie dann nicht, in beglaubigtem Wortlaut, dem Reichstag, ehe er die „Besprechung der deutsch-französischen Abkommen“ begann, vor, statt sie nachher von dem offiziösen Depeschenbureau veröffentlichen zu lassen, das nun trompetet, Herr von Kiderlen habe mit dieser Publikation gar nichts zu thun? Weshalb? Weil man nach dem Reichstagsgewitter in camera caritatis mit „allerneusten Enthüllungen“ wirken, aber keinen Text herauslassen wollte, an den sich der Kritiker halten konnte. Der Gedanke kam aus einem kalten Schlaukopf. Wer heute nachweisen will, an welchen Hauptpunkten Grey Herrn von Kiderlen widerlegt, muß auf die Antwort gefaßt sein, der Bericht über die Verhandlungen in der Kommission sei ungenau und ohne Mitwirkung des Staatssekretärs ans Licht gelangt. Vielleicht entschließt der Bridgekünstler sich noch zu nachprüfbarer Replik. Interim habemus Theobaldum. Nach dem gedruckten Stenogramm hat der Kanzler gesagt: „Der Zweck der Entsendung unseres Kriegsschiffes (nach Agadir) und ihre Beschränkung auf diesen Zweck (Schutz der deutschen Unterthanen) ist unmittelbar vor Eintreffen des Schiffes den Mächten durch unsere bei ihnen beglaubigten Botschafter und Gesandten kundgegeben worden. Es ist also eine unwahre Behauptung, wenn in der fremden Presse die Schiffssendung nach Agadir als eine Provokation und eine Drohung dargestellt wurde. Nun hat man gemeint, wir seien vor England

zurückgewichen. Dabei ist besonders eine Bankettrede des englischen Ministers Lloyd George verwerthet worden. In dieser Rede wird Deutschland nicht erwähnt. Eine Bedeutung gewann sie dadurch, daß die gesammte französische und ein großer Theil der englischen Presse sie in einer chauvinistischen, gegen Deutschland gehässigen Weise interpretirte und daß dieser Interpretation von englischer Seite in keiner Weise entgegengetreten wurde. Ich habe mich veranlaßt gesehen, diese Dinge durch den Kaiserlichen Botschafter in London zur Sprache bringen zu lassen. (Ersuchen, falls England seine Interessen berührt glaube, den üblichen Weg diplomatischer Erörterung zu wählen.) Die englische Regirung hat danach keinerlei Wunsch mehr zu erkennen gegeben, sich an unseren Verhandlungen mit Frankreich zu betheiligen." Also nicht Rückzug, sondern Triumph bethmännischer Thatkraft. Wars so?

Am ersten Juli, als der ‚Panther' auf dem Weg nach Agadir ist, wird dem Staatssekretär Grey von unserem Botschafter gesagt, Deutschland habe nicht gegen den Marsch nach Fez protestirt, denke nicht daran, den Franzosen „wegen ihres Vorgehens Vorhalte zu machen", wolle aber Leben und Eigenthum der Reichsangehörigen schützen, bis in Marokko „geordnete Zustände wiedergekehrt seien"; deshalb die Schiffssendung. Keiner glaubts; auch in Deutschland, wie die Herbstenttäuschung lehrte, fast Keiner. (Natürlich. In Agadir gabs keine Deutschen. Die paar im Sus lebenden waren nie gefährdet. Die „Zustände" am ersten Juli genau so „geordnet" wie am siebenundzwanzigsten November, da, unmittelbar vor Greys ängstlich erwarteter Rede, also am ungeeignetsten Tag, das deutsche Kriegsschiff heimberufen wurde.) Jeder wittert hinter der dünnen Vorwand eine ernste Bedrohung Frankreichs. Der Kronprinz selbst, der Herrn von Kiderlen mehrmals besuchte, muß wohl an einen weiter reichenden Plan geglaubt haben; sonst wäre sein Aerger über den Ausgang des Handels nicht zu verstehen. Am vierten Juli sagt Grey zu Wolff-Metternich, das Ministerium habe den berechtigten Wunsch, von den Gesprächen über neue Machtvertheilungen in Marokko nicht länger ausgeschlossen zu sein. (Berechtigt war dieser Wunsch. England ist Signatarmacht von Madrid und Algesiras, war der Scherifenschützer, ehe es ein Deutsches Reich gab, und sähe durch eine deutsche Flottenstation an der Susküste nicht nur den Weg nach Egypten und Indien, sondern auch die Weizenzufuhr aus Südamerika, also die Ernährung des

Inselvolkes, gefährdet.) Keine Antwort. Am zwölften Juli fragt der Britenbotschafter Herrn von Kiderlen, ob ein franko-deutsch-spanischer Dialog, also der Ausschluß Englands, beabsichtigt sei. Antwort: „Nein". (Draußen erzählt der Gefragte, Britanien sei schon ganz klein und weich geworden.) Bald danach meldet der londoner Cambon, Deutschland fordere den ganzen Congo Français sammt der Küste und dem französischen Vorkaufsrecht auf den Kongostaat der Belgier. Am fünfzehnten Februar 1895 hatte Sir Edward Grey auf Yerburghs Frage erwidert, dieses Vorkaufsrecht werde von England nicht anerkannt. Jetzt fragt er, was werden solle, wenn die Republik, wie ja sicher zu erwarten sei, die neue Forderung abgelehnt habe. Der Deutsche Botschafter antwortet nur (am einundzwanzigsten Juli), seine Regirung habe gewiß nicht die Absicht, britische Interessen in unziemlicher Weise zu schädigen. Siebenzehn Tage ohne die höflich erbetene Aufklärung. Noch am selben Abend liest Lloyd George in Mansion House die mit Asquith und Grey vereinbarten Sätze den aufhorchenden Gästen vor. Vielleicht, dachten die Drei, löst Grobheit den Berlinern die Zunge. Richtig: am vierundzwanzigsten Juli bringt Wolff-Metternich die Betheuerung, Deutschland wolle nichts in Marokko und werde auch in Westafrika seine Forderungen mildern. Fünfundzwanzigster: die berliner Regirung erlaubt nicht, im britischen Parlament zu sagen, daß in Agadir niemals auch nur ein Mann von der Kriegsschiffsbesatzung an Land gegangen sei; tadelt scharf die von Lloyd George gesprochenen Sätze, über die Grey jede Erklärung weigert, weil sie nach der von Metternich gewählten Tonart mit der Britenwürde unvereinbar wäre. Siebenundzwanzigster: Grey empfängt von Metternich ein in freundschaftlichstem Ton gehaltenes aide-mémoire, das ihn von der Schweigepflicht löst, seine oft bewährte Loyalität preist und ausspricht, die Verhandlung mit Frankreich, die kein britisches Interesse verletze, werde rascher ans Ziel kommen, wenn man in Paris wisse, daß England sie nicht hemmen wolle. Nachmittags sagt Asquith im Unterhaus: Unser Interessenkreis wird nicht gestreift. Lloyd George lächelt. England weiß, daß nur noch ein Austausch von Kongostücken gegen kameruner Grenzland geplant wird; und hat keinen Grund, die Ausführung dieses stets von ihm gebilligten Planes zu hindern. Triumph?

Grey hat in seiner Rede von „politischem Alkoholismus" gesprochen, der den Weltfrieden störe. Nur ein Pfeil flog von der feinen Sehne; und der schien kein bestimmtes Ziel zu suchen.

Christusmythe.

Immer zahlreicher und überzeugender werden die Argumente für eine andersartige Entstehung des Christenthums als, wie die Ueberlieferung sie will, durch einen persönlichen Jesus. Genau genommen: die stichhaltigen Gegenbeweise gegen die historische Existenz Jesu mehren sich rasch, nachdem einmal unbefangene Forschung auch in dem Gebiet Probleme fand und aufstellte, von dem religiöse oder gesellschaftliche Scheu den Historiker bisher hatte wegblicken lassen. Dagegen ist mit der Beantwortung der Frage, wie das Christenthum nun entstand, natürlich erst der Anfang gemacht.

Zunächst haben zwei zweite Bände die Literatur der Frage bedeutsam vermehrt: Lublinskis „Das werdende Dogma vom Leben Jesu“ (zweiter Band seines letzten Werkes: „Der urchristliche Erdkreis und sein Mythos“) und der neue und umfangreichere Band von Drews' „Christusmythe“. In Lublinskis Buch ist die Rückerschließung des im christlichen Dogma und in der Biographie des Jesus rationalisirten mythischen Gutes geleistet. Neben dem ersten Bande des Werkes, der das breite Zeitbild entwirft, mit den sich durchkreuzenden geistigen Strömungen der spätantiken Welt, aus denen das Christenthum erwuchs, ist hier die spezielle Untersuchung der Christusmythe gegeben. Mit manchmal biblischem Schwung schildert Lublinski den Mythus selbst und löst die Gestalten des Erlösers, des Petrus und des Paulus aus ihrer menschlichen Befangenheit, indem er ihnen die Weite göttlicher Schatten giebt, indem er zeigt, wie sie die dichtende Phantasie erst allmählich und schwer zu getrennten Personen auseinanderschlug.

Auch bei Drews scheint mir der zweite Band werthvoller und interessanter als der erste. Er steht auf einer breiteren Basis. Nachdem Drews seinen Gedanken in dem ursprünglichen Buch dargestellt und jedenfalls die Möglichkeit seiner Anschauung erwiesen hat, bringt er nun sein Beweismaterial, sein Bauzeug. Er ermöglicht dem Leser das Nachprüfen aller Schlüsse. Dafür hat die weit und breit entfesselte Polemik gegen Drews gesorgt. Polemik gebiert zwar nicht große geistige Anschauungen. In der Stille reift Größeres. Aber zur Klarheit, Festigung, besseren Begründung einer neuen Anschauung trägt Polemik viel bei. Kaum ein Punkt der „Christusmythe“ ist unbezweifelt geblieben. Gut. Um so genauer muß Drews hier, in dieser Rückantwort, begründen, um so ausführlicher muß er seine Zeugnisse sprechen lassen. Der zweite Band ist dadurch so umfassend geworden, daß fast der erste ohne Schaden in ihm aufgehen könnte. Auch als ununterbrochen interessirende Lecture steht er dem ersten Bande nicht nach.

Kritisch zweifellos bedeutsamer als die schöne Arbeit des dichterischen Kulturdarstellers Lublinski und die weithin wirkende des Philosophen Drews ist die entzückend sachliche, ganz überlegene Schrift „Ecce deus" des amerikanischen Mathematikers William Benjamin Smith, der an einschlägigem Wissen und Urtheil manchen theologischen Fachmann tief in den Schatten stellt. Smiths Grundposition, die er mit den anderen nicht mehr vereinzelten Autoren der Gruppe theilt, ist, daß Christus Gott, also eine Gestalt des Mythus, nicht Mensch gewesen sei (der Begriff des Gottmenschen scheidet für eine wissenschaftliche Untersuchung natürlich von selbst aus). Er hat sie zuerst in den unter dem Titel „Der vorchristliche Jesus" gesammelten Aufsätzen angedeutet, die mit Späherblick und Scharfsinn die verborgenen Zeugnisse dafür aufzeigen und erläutern, daß die Gestalt eines mythischen Jesus viel älter ist als das Christenthum und als die Epoche, in der der geschichtliche Jesus gelebt haben soll. Sein „Ecce deus" erscheint wie eine glänzende Beweisführung zu Feuerbachs großer Erkenntniß, daß es das Wesen der Religion sei, Bild und Sache zu verwechseln, das symbolisch-allegorische Bild in eine geschehene (= geschichtliche) Thatsache zu verwandeln. Ungemein klare Beweise für diesen Prozeß der Vergeschichtlichung als Lehren gegebener Parabeln, der Materialisirung und Lokalisirung geistig-weiter Begriffe giebt Smith von mehreren Stücken des Neuen Testaments, die sich in den verschiedenen Evangelien entsprechen, deren ältere Fassung noch reines gesprochenes Gleichniß, deren jüngere Fassung schon erlebtes Geschehniß ist. Er erweist, wie neben diesem Prozeß der Historisirung ursprünglicher Elemente der reinen Lehre ein Prozeß der Verhüllung großer geschichtlicher Thatsachen in die symbolische Sprache der Lehre einhergeht. Und er gewinnt, indem er diese Einkleidungen löst, die symbolische Sprache in die Sprache der Thatsachen übersetzt, das Ergebniß: die Jesus-Religion, ein ursprünglicher Geheimkultus in der Diaspora, dessen Wesen Monotheismus gegen Vielgötterei war, ist, ohne daß es je einen historischen Jesus gegeben hat, zuerst als ein reiner Gottesglaube hervorgetreten und erst spät und allmählich in den Glauben an einen Gottmenschen, der zu geschichtlicher Zeit auf Erden gewandelt habe, umgebogen worden. Die Herbeiführung dieses Ergebnisses, das sich im Wesentlichen mit dem der anderen genannten Evangeliumskritiker deckt, scheint mir bei Smith mit der klarsten Logik geleistet.

So bietet sich das großartige geschichtliche Schauspiel, wie ein ursprünglicher Gott, damit er mehr Wirklichkeit, mehr Nachdruck erhalte, von seinen Bekennern als sich selbst offenbarender schein-

barer Mensch in den geschichtlichen Zusammenhang der Dinge gereiht wird; wie dann die menschlichen Züge, die er annimmt, allein von der weiteren Entwickelung beibehalten werden, so daß er nun als ein außerordentlich bedeutender Mensch und Prediger erscheint, der die Religion, die von ihm handelt, selbst geschaffen haben soll; und wie er zuletzt seine alte Göttlichkeit von der unbefangenen Forschung wiedererhält: freilich nicht mehr als eine überirdische Thatsache, was sie einst war, sondern als das Phantasiebild einer versunkenen Zeit. Und damit als ein von der Entwickelung Ueberwundenes, in die Vergangenheit Zurückgleitendes.

Was wird das beste Ergebniß der Aufhellung dieser ganzen Frage sein? Nicht, daß Theologen widerlegt oder Laienschaaren überzeugt werden. Auch nicht selbst, was Drews meint: daß dem religiösen Geist, so weit er in der Gegenwart lebendig ist, aus der letzten Befreiung auch vom Dogma einer geschichtlichen Wirklichkeit Christi neue Kraft, neues Leben zuströmen. Sondern Das, was Drews auch erkennt: daß die Geschichtwissenschaft mit neuem Muth und neuer Unbefangenheit an das interessanteste geistig-kulturelle Problem der geschichtlichen Zeit, die Enstehung des Christenthums, herantreten, das Christenthum aus den Händen der Theologen in die der Historiker übergehen wird.

Und noch eine wundervolle Aufgabe wird einem dichterischen Erschauer geistiger Zusammenhänge erwachsen, wenn die ganze Frage einmal aus dem kritischen Stadium, in dem sie heute noch ist, herausgetreten würde: lebendig darzustellen, wie der Prozeß der Vermenschlichung und Vergeschichtlichung des Gottes sich vollzog; uns aus verwandten Vorkommnissen anderer geistigen Gebiete und aus Thatsachen des allgemeinen Lebens den Vorgang unmittelbar verständlich zu machen. In der merkwürdigen Anwurzelungskraft mancher Sage, die, aus Urzeiten stammend, sich in vielen Landschaften bestimmt lokalisirt und oft auch zeitlich festlegt; in der Verschmelzung, die die Sage gelegentlich zwischen reinen Idee-Gestalten mit historischen Personen vollzieht; in ihrer Fähigkeit vor Allem, älteste Dichtunginhalte geschichtlich näher heranzurücken, liegen schon erklärende Parallelerscheinungen. In der nicht seltenen Gedächtnißtäuschung, die sehr lebhafte Vorstellungen mit dem Charakter einer ehemaligen, jetzt erinnerten Wirklichkeit ausstattet, liegt ein psychologisches Element dieser Untersuchung. In dem Gesetz aller Gedankenentwickelung, daß sie vom Willkürlich-Dogmatischen zum Realen verlaufen muß, ist wahrscheinlich der Grundantrieb zur Historisirung des Mythos zu finden. Ein Blick auf die Werke der Dichter würde zeigen, wie der Schöpfer hinter die Ge-

stalt, durch die er wirkt, die greifbarer, deutlicher ist als er, zurücktritt und von ihr oft um Jahrhunderte überlebt wird.

Vielleicht allerdings wird das ganze Problem noch einmal in ein anderes Stadium kommen. Die Anschauung, daß die meisten nicht künstlich=allegorischen und geschichtlich späten Götter aus der Erinnerung an einen menschlichen Helden stammen (eine Anschauung, wie sie in Breysigs „Heilbringer" niedergelegt ist), könnte dazu führen, wenn der geschichtliche Mensch Jesus der augustischen Zeit von der Geschichte abgelehnt, der vorchristliche Gott Jesus anerkannt ist, zu untersuchen, ob nicht Momente dafür sprechen, daß dieser vorchristliche Gott auf einen Heilbringer sehr früher Zeit zurückweist. Die Fähigkeit der Sage, Altes immer wieder in einige Nähe zu rücken, würde auch einen solchen Prozeß ermöglichen.

Seeheim. Dr. Wilhelm von Scholz.



Nabu=Kin.

Salmanassar der Zweite hatte sich in Kalach am Tigris, nicht weit ab von Ninive, einen riesigen Palast erbaut, dicht neben dem großen Palast seines verstorbenen Vaters, des Königs Assurnasirabal, den alle Götter sehr liebten und sehr verehrten. Aber Salmanassars Palast war doch noch größer als der Palast seines Herrn Vaters.

In diesem großen Palast, der eigentlich aus sehr vielen Palästen bestand, lebte auch ein kleiner Zwerg, der Nabu=Kin hieß und die Laute schlug und Witze riß tagaus und tagein. Der kleine Zwerg hatte einen sauber gekräuselten schwerzen Vollbart und gekräuseltes, sehr umfangreiches Haupthaar, unter dem das Zwergengesicht noch kleiner aussah. Und dazu hatte Nabu=Kin eine Sklavin, die sich als Riesendame sehen lassen konnte. Und sie war viel stärker als die kräftigsten Krieger von des Königs Leibgarde. Nana=Bel=Usur hieß die Sklavin; der König hatte sie dem Zwerg in lustiger Laune geschenkt. Nana wurde sie kurzweg genannt und sie trug noch immer das Lammfleisch und die Datteln in den kleinen Pförtnerpalast, allwo immer viele Offiziere, Bogenschützen und Speersoldaten aus= und eingingen und ein sehr lautes Leben in die Bude brachten. Hier verkehrte auch sehr oft der kleine Nabu=Kin; und Nana schützte ihn und nahm immer seine Partei.

Hatte da doch neulich der Wagenlenker Samas dem kleinen Nabu=Kin zugerufen: „Du Knirps, Du kannst in die Löwenhöhle springen; die Löwen thun Dir nichts; sie bemerken Dich gar nicht; so kleine Knirpse lassen sie leben. Die Löwen sind viel zu faul, um eines so kleinen Happens wegen das große Maul aufzuthun".

Das hatte Nana gehört, die gerade mit gekochtem Lammfleisch hereinkam; sie stellte die Schüssel hin und gab dem Wagenlenker Samas eine Maulschelle, daß ihm das Blut aus der Nase spritzte.

Alles lachte.

Nabu-Kin aber sagte: „Jedenfalls brauche ich nicht so viel Lammfleisch zu essen wie die großen Leute. Eine schwere Arbeit ist das Essen. Das Trinken ist leichter."

Das Trinken besorgte nun der Kleine in sehr ausgiebigem Maße. Und er schlug dabei die Laute und riß Witze, gute und schlechte. Alles lachte immer und achtete nicht viel darauf, wie der Witz aussah.

Einmal aber — vergriff sich der Kleine. Das kam so.

Die Krieger des Königs hatten wieder am Westmeer bei Tyrus und Sidon eine gute Portion Schlachten geschlagen und beide Städte gezwungen, Tribut zu zahlen. Das machte dem König großes Vergnügen, denn Tyrus und Sidon waren damals sehr reiche phönizische Handelsstädte. Die Sieger kamen im Triumphzug nach Kalach zurück. Und die Leibschwadronen des Königs, lauter wilde berittene Bogenschützen, beschlossen, dem König eine kriegerische Ovation zu bringen. Hundert Offiziere der Leibschwadronen hieben kurz vor den Thoren von Kalach hundert Gefangenen aus Sidon und Tyrus mit gewandtem Säbelschnitt die Köpfe ab und hingen sie an der Brust ihrer Pferde an den Haaren auf. Und so ritten sie in den großen Palasthof, in dessen Mitte der König auf hohem Thron saß und die Ankömmlinge mit gnädigem Kopfnicken begrüßte.

Da ritten denn die hundert Offiziere im gestreckten Galopp siebenmal um den Thron. Und dann blieb Alles regungslos stehen und Alles brüllte siebenzigmal: „Salmanassar!"

Immer nur den großen Namen des von allen Göttern auch sehr geliebten und sehr verehrten Königs von Assyrien und Umgegend.

Nach diesem fürchterlichen Gebrülle löste der eine Offizier seinen abgeschnittenen Feindeskopf von der Pferdebrust ab, schleuderte ihn mehrmals an den Haaren herum und warf ihn dann in hohem Bogen über das Haupt des Königs hinweg.

Der König blickte lächelnd empor und sah, wie der abgeschnittene Kopf sich oben in der Luft drehte und in der Sonne glänzte. Ein paar Blutstropfen fielen dem König auf die Nase; darüber jedoch ward er keineswegs unwillig.

Die neunundneunzig anderen Feindesköpfe flogen auch so im großen Parabelbogen hoch über den Kopf des Königs hinweg; aber einzeln. Diese Schmeißprozedur dauert drei volle Stunden. Dann schrien die Herren Offiziere wieder siebenzigmal: „Salmanassar!"

Und dann gings noch siebenmal im gestreckten Galop im Kreis um den Thron Salmanassars des Zweiten, wobei die Pferde getrieben wurden, recht oft auf die abgeschlagenen Feindesköpfe mit den Hufen zu trampeln.

Diesem Schauspiel wohnte auch Nabu-Kin bei. Der König war ganz entzückt von dem echt kriegerischen Arrangement; nicht so der kleine Zwerg und Lautenschläger. Der sagte im Palast des Pförtners, allwo es nachher sehr hoch herging und viel Wein getrunken wurde, mit hämischem Gelächter: „Die Herren Offiziere haben ein sehr unvollkommenes Schauspiel zum Besten gegeben. Der Mensch besteht doch nicht blos aus dem Kopf. Wo blieben denn die modernen Gliedmaßen der Feinde? Wo sind sie geblieben? Das frage ich. Warum wurden nicht die Bäuche der Feinde über das Haupt des allmächtigen Königs hinübergeschleudert? Warum wurden nicht die anderen Rumpftheile der Feinde so geschleudert wie die Köpfe? Fehlten den anderen Rumpftheilen die Haare? Das schadete doch nicht; die Rumpftheile ließen sich doch an Lederriemen binden. Nicht drei Stunden: drei Tage hätte dieser kriegerische Festzauber währen müssen. Welch ein unvollkommenes Fest! Kriegerisch wars ja. Das ist nicht zu leugnen. Eine Heldenthat! Schon das viele Blut, das dabei herumspritzte, stempelt das Schauspiel zu einem wahrhaft kriegerischen Ereigniß. Ich aber frage: Wo blieb der übrige Feind? Wo blieben Rumpf und Extremitäten? Können wir die nicht noch auftreiben und nachträglich dem König über das Haupt werfen? Der König wird sich mächtig dabei amusiren und neun Zehntel des phönizischen Tributes an seine große kriegerische Palastgarde vertheilen."

Jeder Satz dieser Rede löste ein ungeheures Gelächter aus. Nabu-Kin wurde gefeiert wie ein Sieger und mußte Kriegsweisen zur Laute singen; komische Kriegsweisen. Und die sang er mit seiner krächzenden Stimme, daß der Palast des Pförtners unter dem unaufhörlichen Gelächter der Krieger zitterte und bebte.

Nur Einer hatte mit verschmitztem Gesicht in der Ecke gesessen und nicht gelacht. Das war der Eunuch Miskun. Der ging nachher zum König und berichtete ihm den ganzen Spaß haarklein und wortgetreu; Miskun hatte ein gutes Gedächtniß; er hatte in der Priesterschule fast alle sumerischen Hymnen auswendig gelernt und war überhaupt im Auswendiglernen ein Meister.

Was aber that der König?

Ei, der König wurde fuchswild. Mit seinem königlichen Scharfsinn merkte er ja gleich den Hohn in der langen Rede des kleinen Nabu-Kin. Ei! Der König sprang wie ein Besessener umher und zerschlug fünfzig alte Töpfe und viele Schalen aus gebranntem Thon; sein Zimmer ward zur Scherbenkammer.

Und dann sann Salmanassar fernab auf einer stillen Gartenbank am Gestade des großen Tigris auf Rache; er wollte sich in sehr kriegerischer Form rächen. Dem Kleinen einfach den Kopf abschlagen lassen? Nein: Das war keine Rache.

Nach langem Nachdenken ließ er die Sklavin Nana-Bel-Usar rufen und ihr sagen, sie möge den Nabu-Kin wie eine Amme auf den Arm nehmen und so zu ihm bringen.

Der Ammenspaß wurde ausgeführt, obwohl Nabu-Kin sich zuerst sträubte.

„Nimm“, sagte der Zwerg schließlich, „nassen Thon mit, damit der König uns was Schriftliches geben kann. Es könnte vielleicht doch nöthig sein.“

Nana that, wie der Kleine wollte. Und dann gingen sie zum König, der in einem kleinen Landhaus am Tigris wartete, und zwar ganz allein, was selten geschah.

Der König sagte zu Nana: „Halte den Kleinen an den Füßen!“

Sie thats, der Zwerg schrie und sagte: „Dabei muß ich sterben. Laß los!“

Da ließ die Sklavin los und der Zwerg berührte mit den Händen den Erdboden. Aber Nana berührte zugleich mit der Faust des Königs linke Backe, daß ihn das Blut aus Mund, Nase und Augen quoll und er der Länge nach hinstürzte.

Da sagte zu ihm der witzige Zwerg: „Halt, mein lieber König! Du willst Dich rächen. Der Eunuch Miskun hat gepetzt. Er solls büßen. Wir aber sagen nichts von diesem Backenstreich, wenn Du uns gleich schriftlich giebst, was ich Dir diktiren werde. Schreibe! Wir sind augenblicklich zu Zweien stärker als Du.“ Der Kleine zog seinen Dolch, der einen feinen Handgriff aus geschnitztem Affenknochen hatte, und der König stand langsam auf.

Nana reichte ihm breit grinsend die nasse Thontafel.

Der König sah, daß er unvorsichtig gehandelt hatte; er mußte sich in das Unvermeidliche fügen, denn er war ganz allein.

Und der Zwerg und Lautenschläger Nabu-Kin diktirte mit seiner krächzenden Stimme: „Ich, der König Salmanassar, der die Götter liebt und verehrt und auch von ihnen geliebt und verehrt wird, bekenne hiermit bei Assur, Bel und Marduk, daß ich soeben eine fürchterliche Ohrfeige von Nana-Bel-Usur, die schon viele Ohrfeigen vertheilt hat, bekommen habe, weil ich mich erfrechte, mich an Nabu-Kin wegen einer höhnischen Rede zu rächen. Ich weiß jetzt, daß der Witz eine größere Macht ist als das blanke Schwert. Lächerlich gemacht zu werden, ist sehr peinlich. Dieses Alles darf nur dann veröffentlicht werden, wenn ich nochmals wagen sollte, mich an meinem geliebten und verehrten Zwerg Nabu-Kin zu vergreifen.“

Unterzeichnet ward dieses Schriftstück mit dem königlichen Siegelcylinder aus Lapis Lazuli, der über den feuchten Thon gerollt wurde.

Dann verabschiedeten sich die Beiden, überließen den Eunuchen Miskun ruhig dem rachsüchtigen Salmanassar und flohen auf raschen Rossen schnurstracks durch die syrische Wüste ins ferne Egypten, allwo die Thontafel des Nabu-Kin bei einer großen Mumie neulich von Engländern gefunden wurde. Sie wird im londoner Kensington-Museum aufbewahrt.

Groß-Lichterfelde. Paul Scheerbart.

Das Land begrenzter Möglichkeiten.

Jules Lemaître sagt in einer seiner Kritiken: „Jeder Fortschritt des bürgerlichen Gesetzes ist ein Schabernack für den dramatischen Autor, denn Alles, was die Konfliktmöglichkeiten zwischen dem Individuum und der Gesellschaft verringert, vermindert den Fonds, aus dem er schöpft. Ein Dramatiker legt keinen Werth darauf, daß in den Gesetzbüchern die Vernunft herrsche. Er hat nichts dagegen, daß die menschlichen Institutionen abgeschmackt sind." Diese Worte, die nicht einmal sehr parador klingen, interessiren sicher jeden amerikanischen Bühnenschriftsteller. Denn sie sagen haarscharf, warum es so schwer ist, in Amerika für Amerika gute, ernste Stücke zu schreiben, deren Stoff dem amerikanischen Leben der Gegenwart entnommen ist. Der innere Kern eines sozialen Dramas ist stets der Konflikt eines Willens mit einem bestehenden Zustand. Je stärker, je leidenschaftlicher der Wille, je fester, je ehrwürdiger der soziale Zustand, desto interessanter die Situation, desto tiefer der Eindruck.

Nun braucht man nicht lange in Amerika gelebt zu haben, um die Wahrheit zu erkennen, daß hier weniger Druck ist als sonst irgendwo auf der Erde. Selbst die Eingewanderten, die mit sehnsüchtiger und parteiischer Liebe an der alten Heimath hängen, geben doch zu, daß das Leben hier leichter ist als „draußen". Glückliches Amerika! Aber, weil glücklich: undramatisch.

Einige Beispiele.

In den europäischen Ländern war bis vor kurzer Zeit die Macht der Eltern über die Kinder fast unumschränkt. In Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Eltern wuchsen die Kinder auf. Annette von Droste-Hülshoff beugte sich noch mit vierzig Jahren der Mutter, die ihr einen Briefwechsel untersagte. („Vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist, leider, nie die Frage.") Dramenstoff: Auflehnung der Kinder gegen solchen Zwang. Etwa, weil der Vater dem Sohn die Wahl eines Berufes verbietet, den Dieser als den ihm einzig genehmen, gewissermaßen immanenten, erkennt. Ganz allgemein gesagt: der Konflikt zweier Generationen, die, zeitlich und daher seelisch geschieden, nicht zu einander kommen können. Ellen Key räth, ins Land der Kinder zu gehen. Der Rath klingt schön, er lockt edle Seelen, aber jeder Versuch der Befolgung enthüllt die Schwierigkeiten, die Nachtheile, endlich die Unmöglichkeit. Das Problem „Väter und Söhne" bleibt; wir Modernen müssen ihm „Mütter und Töchter" anreihen. Für Amerika ist ein solcher Stoff nicht möglich, weil die Kinder schon als Knirpse ihren Eltern

relativ selbständig und kritisch gegenüber stehen und die Eltern an dieser Haltung gar nichts auszusetzen haben, sie sogar oft mit Schmunzeln billigen.

Ein sehr beliebter Stoff ist die Verweigerung der elterlichen Zustimmung zur Ehe. In den Dramen der europäischen Literatur stützt eine solche Weigerung sich auf Gründe, die aus der sozialen Struktur abgeleitet werden. Beispiel: Ein Graf verbietet seiner Tochter die Ehe mit einem bürgerlichen Manne. Ein Fürst muß seines Ranges wegen darauf verzichten, ein geliebtes Mädchen heimzuführen, das den niederen Klassen angehört. Natürlich sind solche Stoffe nur so lange dramatisch, wie der Durchschnittszuschauer selbst noch traditionell genug empfindet, um die sozialen Schranken, die das individuelle Glück hemmen, als in sich berechtigt anzuerkennen. Da die Zahl solcher Zuschauer auch in Europa mehr und mehr abnimmt („alle Bande frommer Scheu lösen sich"), wirken diese Stoffe auch dort nicht mehr so stark wie früher. Ein amerikanisches Drama dieser Art aber ist völlig unmöglich. Man könnte sagen, die Aristokratie des Geldes sei hier an die Stelle des Geburtadels getreten und so sei ja ein neuer, gleichwerthiger Dramenstoff vorhanden. Nein. Der Adel war dem Durchschnittseuropäer bis vor Kurzem noch ehrwürdig; imponirt ihm wohl noch heute. Eine Jahrhunderte alte Tradition wirkt nach. Daß aber ein Mann, der mit nichts anfing und eine Million verdient hat, seine Tochter nicht einem Mann geben will, der auch mit nichts anfängt und vielleicht einmal zwei Millionen verdienen wird: ein solches Motiv kann nie zum Pivot eines Dramas gemacht werden. Es könnte, von einem Meister ausgenützt, vielleicht erheitern, aber schwerlich rühren oder erschüttern.

Die europäischen Frauen waren bis vorgestern in mancher Hinsicht gebunden und dem Mann unterthan. Dramenstoff: Die Brutalität des Gatten treibt die Frau in die Arme eines Anderen, der sie zu „verstehen" vorgiebt, der ihr die Möglichkeit des „Auslebens" verspricht. Da solche Bedrückung hier undenkbar ist (selbst einer weiblichen Phantasie), so ist auch dieser Stoff unmöglich.

Das gilt für die Beziehungen von Eltern und Kindern, Männern und Frauen, höheren und niederen Klassen.

Bleibt der Kampf von Menschen gegen politische, religiöse oder soziale Dogmen. Aber auch die Darstellung eines solchen Kampfes ist für ein in Amerika spielendes Drama ungeeignet, weil hier völlige Freiheit des Wortes und des Gedankens herrscht, weil keine Einrichtung Tabu oder rocher de bronze ist, weil jede in jedem Augenblick durch Mehrheitwillen geändert werden kann. (Dadurch wird auch die

Thatsache erklärt, daß hier zwar gar Viele mit der nationalen oder kommunalen Politik unzufrieden sind, Niemand aber eine Aenderung der Regirungform oder der Grundgesetze empfiehlt.) Daß ein Mensch in einem solchen Kampf zu Grunde geht, ist unmöglich. Wie viele Romane und Dramen hat die Unlöslichkeit der Ehe oder die Erschwerung der Scheidung in romanischen Ländern ans Rampenlicht gerufen! Hier löst sich das Eheband leicht. Doch der Dramatiker seufzt.

Amerika ist arm an Problemen, an gesellschaftlichen wie an individuellen. Daher herrscht hier viel mehr Heiterkeit, viel weniger Verbitterung und Gereiztheit als etwa in Deutschland. Aber dieser idyllische Zustand ist nicht dramatisch.

Weil die Struktur der Gesellschaft dem Drama nicht günstig ist, rufen Kritiker, Manager, Zuschauer nach „Menschlichkeit" (humanity, human touch). Die zwei Dominanten menschlicher Handlungen sind, nach Schiller, Hunger und Liebe. Das erste Motiv ist hier weder episch noch dramatisch brauchbar, weil die Nation daran glaubt, daß der Tüchtige schließlich auch Glück hat. Das Publikum würde sagen, vielleicht sogar brüllen: „Schufte, lieber Junge! Hier braucht Niemand zu verhungern." Die Behandlung des zweiten, für den Dramatiker so unendlich wichtigen Motivs ist durch einen ehrlichen oder heuchlerischen Puritanismus eng eingeschränkt. Die französische Literatur wird fast ganz von erotischen Problemen beherrscht, die deutsche bleibt nicht mehr weit hinter ihr zurück. Hier fordert man ein „reinliches Stück". Nun ist Reinlichkeit gewiß schön (die berliner Operettenzote ist Grund genug zur Auswanderung); aber sie führt hier in den Willen zur Blindheit, zu bewußtem Ignoriren der Wirklichkeit. Die Psychologie verarmt.

Die günstige Situation, die ich andeutete, erzeugt Optimismus. Dieser Optimismus wünscht, sich auf der Bühne als berechtigt anerkannt zu sehen. Nach starken Sensationen soll sich doch Alles zum Guten wenden. Ein Dramatiker, der logisch gestalten möchte, ist vor solcher Forderung übel dran. Er muß gegen sein künstlerisches Gewissen sündigen, wenn er einen Erfolg haben will. Und schließlich: der Dramatiker bedarf der Bühne, daher bedarf er des Erfolges. Um auf das Publikum wirken zu können, muß er das Publikum auf sich wirken lassen. Wer Dramen auf die Bühne bringen will, muß zu Kompromissen bereit sein. Solcher Biegsamkeit bedarf der amerikanische Autor noch mehr als der europäische. Aber seinem Vaterland gehts zu gut. Die Vereinigten Staaten sind kein Mutterboden für ernste Dramen.

New York. Eduard Goldbeck.

Kleist als Novellist.*)

> ... Was ist eine Novelle Anderes als eine sich ereignete, unerhörte Begebenheit? Dies ist der eigentliche Begriff; und so Vieles, was in Deutschland unter dem Titel Novelle geht, ist gar keine Novelle, sondern blos Erzählung oder was Sie sonst wollen ...
>
> Goethe zu Eckermann.

Aus der königsberger Einsamkeit der Jahre 1805 und 1806, die den Amphitryon, den Zerbrochenen Krug und den Plan zur Penthesilea entstehen ließ, aus dieser reichen Zeit stammt auch der Grundstock, der monumentale Anfangsbau seiner Erzählungen. Und wenn er in den Dramen, die er schuf, danach strebte, sich von allen überkommenen Formen freizumachen, und so mit revolutionärer Energie dem klassischen Epigonenthum auswich, wenn es ihm gelang, sein Persönlichstes und Innerlichstes in ganz eigenen Tönen wiederzugeben, so dankt er doch mehr als eine Szene einem shakespearischen Vorbild, so ist er oft in irgendeinem Motiv, einer Situation oder einem Gedanken Sophokles, Lessing, Goethe oder Schiller verpflichtet. In seinen Erzählungen ist er ganz original und der Dreißigjährige, der sie schrieb, übertrifft hier den Dichter des „Wilhelm Meister“ und stellt sich aus eigener Macht neben die größten Novellisten der Weltliteratur, neben Boccaccio und Cervantes.

Während die Romantiker sich dem Einfluß des „Wilhelm Meister“ nicht zu entziehen vermochten, ihn vielmehr in schwachen Nachbildungen kopirten, zimmert sich Kleist, abseits und isolirt von allem Literaturgetriebe, seine eigene Form, indem er sich vom Drama zur Novelle wendet, zu jener Kunstgattung, die klassisch nur von romanischen Dichtern ausgebildet worden war. Kleist wurde der Schöpfer der deutschen Novelle. Denn: wir hatten trotz Wieland, Goethe, Schiller, Tieck keine Erzählung, keine Novelle (in des Wortes aparter eigenthümlicher Bedeutung), die wir den Novellen des Cervantes, des Boccaccio oder auch nur des Diderot als gleichwerthig hätten entgegenstellen können.

Kleist schuf sich eine Form der Novelle, die über Boccaccio und Cervantes noch hinauszugehen strebte. Ihnen gemeinsam ist das Un-

---

*) Bruchstücke aus dem Buch „Heinrich von Kleist, sein Leben und seine Werke“, das Herr Wilhelm Herzog bei Beck in München erscheinen läßt und das nicht nur als die Frucht langer und gewissenhafter Arbeit, sondern auch deshalb beachtenswerth ist, weil es zeigt, wie ein junger, im Luftstrom demokratischer Zwangsvorstellungen erwachsener Geist um Kleist wirbt, Kleist zu umfassen, zu erleben versucht. Und das Fragment schon wird zeigen, daß auch der bei Kleist Heimische aus diesem Buch eines Werdenden allerlei Neues erfährt.

gewöhnliche, das Besondere, das Seltsame, die übermäßig scharfe Silhouette einer Begebenheit. Wie die Ueberschriften der einzelnen Novellen im „Dekameron“ durch einen Satz, durch eine Art Abbreviatur die ganze folgende Geschichte zusammenzufassen suchen, so stellt Kleist knapp und eindringlich seinen Anfang hin: ein Satzgefüge, in das er die Voraussetzungen und das Problem seiner Novelle ballt. Und dieser erste Satz enthält in nuce die ganze Fabel seiner Novelle.

„An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler, namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit. Dieser außerordentliche Mann würde bis in sein dreißigstes Jahr für das Muster eines guten Staatsbürgers haben gelten können ..., die Welt würde sein Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte. Das Rechtsgefühl aber machte ihn zum Räuber und Mörder.“

Die Marquise von O... beginnt: „In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien, ließ die verwitwete Marquise von O..., eine Dame von vortrefflichem Ruf und Mutter von mehreren wohlerzogenen Kindern, durch die Zeitungen bekannt machen, daß sie ohne ihr Wissen in andere Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle und daß sie aus Familienrücksichten entschlossen wäre, ihn zu heirathen.“

Und die erste Novelle, die Kleist, unter dem Titel: „Jeronimo und Josephe“, veröffentlichte und die er in der Buchausgabe „Das Erdbeben in Chili“ nannte, entkeimt diesem Satz: „In Sankt Jago, der Hauptstadt des Königreichs Chili, stand gerade in dem Augenblick der großen Erderschütterung vom Jahr 1647, bei welcher viele Tausend Menschen ihren Untergang fanden, ein junger, auf ein Verbrechen angeklagter Spanier, namens Jeronimo Rugera, an einem Pfeiler des Gefängnisses, in welches man ihn eingesperrt hatte, und wollte sich erhenken.“

So fest und sicher stellt er immer den Eingang hin. Das Portal ist errichtet. Man mag die Regelmäßigkeit des Stils Manier nennen; aber wie wohlthuend wirkt die Uebersichtlichkeit, das Unverrückbare, die Klarheit, mit der der Dichter von vorn herein seine Geschichte eröffnet. Und dieser Stil beansprucht die gespannte Aufmerksamkeit des Lesers, er strengt an, er plaudert nicht, er amusirt nicht, er ist nicht leicht und gefällig, er will durch verschränkte und verknotete Konstruktionen, durch eigenwillig eingeschachtelte Sätze hindurch erobert sein. Dieser Stil zeichnet das Geschehen irgendeiner That kalt, überlegen und sachlich. Er giebt das Gegenständliche, das Thatsächliche. Kleist knüpft keine moralische Sentenz an seine Novellen wie Boccaccio, er schickt ihr auch keine allgemeinen Betrachtungen voraus. Boccaccio schrieb seine Geschichten, um eine müßige Gesellschaft von eleganten Florentinern und Florentinerinnen zu zerstreuen, zu ergötzen, zu belustigen. Kleist unterhält nicht. Seine Novellen haben weniger Grazie,

weniger Wohllaut und weniger amoureuse Anmuth als die des mittelalterlichen Florentiners. Er ist herber, verschlossener, nüchterner. Die heitere Sinnlichkeit, die unter italienischem Himmel sich mit heidnischem Geist verband, ist in Kleists Novellen nicht sichtbar. Sie zeugen von künstlerischer Zucht, sie sind karg und sparsam im Ausdruck. Kleist zeichnet nur einen Ausschnitt, umgrenzt ihn scharf und unzweideutig und innerhalb der sich selbst gesteckten Grenzen erschöpft er sein Thema, er steigert und retardirt die Motive, er komplizirt sie, er hält alle Strahlen auf dieses eine Ereigniß, das er gerade erzählt, zusammen. Das heißt: er beschreibt, er schildert, er erzählt nicht; sondern: es geschieht. Alles ist in Handlung aufgelöst.

Seine Charaktere sind nie fertig, sind nie abgeschlossen, sie verharren in keiner ihnen vom Dichter gegebenen Pose, sie wandeln sich, sie sind in beständigem Fluß, sie entwickeln sich unter dem Druck und durch die Macht der Verhältnisse. Und eins der vorzüglichsten Mittel seiner Kunst ist es, wie er seine Helden immer größer werden läßt, wie sie sich über sich selbst hinausheben, wie ihr Menschliches wächst, gerade in den schlimmsten Gefährnissen des Lebens, und wie sich in ihrem einzelnen Schicksal etwas Typisches, etwas Allgemeines symbolisirt.

Kleist meidet jede Rhetorik, alles Dekorative und Episodische. Er scheidet, wie absichtlich, alle philosophischen Reflexionen und Betrachtungen, alles Lyrische, jene vage Wortmusik aus, wie sie besonders die Romantiker in ihren Erzählungen liebten. Er skizzirt das Landschaftliche, den Hintergrund, mit wenigen Strichen. Worauf ihm Alles ankommt, Das ist die Handlung, das Drama, die Aktion, das Vorwärtstreibende, Vorwärtsstoßende ihrer Elemente. Alles erscheint bei ihm zusammengehalten, zusammengedrängt. Er konzentrirt alle Gegensätze zu einem Konflikt; denn er weiß und er hat dieses Wissen in die That umgesetzt: die Novelle unterscheidet sich vom Roman durch ihre dramatische Zuspitzung; sie steht dem Drama näher als dem Roman.

Und wenn nach einem geistreichen Wort Stendhals der Roman ein Spiegel auf einer Landstraße ist, der, rückwärts gerichtet, sie mit all ihren Schönheiten, den Bäumen, den Blumen, mit der ganzen Welt, die sich auf ihr bewegt, den Menschen, Thieren und Wagen und (nicht zu vergessen) mit dem Schmutz und dem Unrath widerspiegelt, so ist die Novelle nicht etwa ein Spiegel kleineren Formates, sie ist vielmehr eine Art Mikroskop, eine stilisirte Linse, durch die man nicht die ganze Landstraße, sondern einen kleinen, aber vielleicht den charakteristischsten Ausschnitt von ihr sieht. Sie ist die Vergrößerung und Vertiefung eines einzelnen Vorganges, in dem sich das Schicksal eines Menschen symbolisirt. In einer einzigen Handlung, die so und so viele andere nach sich zieht, wie die fürchterliche Selbsthilfe Kohlhaas', spiegelt sich der Charakter des Helden. Und Kleist verzichtet auf jede Abschweifung, er führt kein neues Thema ein, er beherrscht wie kein anderer deutscher Erzähler die künstlerische Oekonomie, die den Stoff ausschöpft, indem sie ihn streng umgrenzt und kein Zuviel duldet. Es wäre kaum mög-

lich, in seinen Novellen einen Satz zu streichen oder einen Satz hinzuzufügen, ohne das Gesammtbild zu zerstören.

So festgefügt, so ineinandergreifend, so unabänderlich stehen diese kunstvollen Geschichten da. Es sind lebendige Organismen. Jeder Satz ist ein Athemzug, der dem Rhythmus des Dichters entspricht; und die vielen über einander gebauten Perioden mit ihren Verknotungen und eingeschachtelten Konstruktionen sind der gleichwerthige Ausdruck für die das Weltbild in so komplizirter und gefährlicher Klarheit sehende Psyche ihres Schöpfers.

Sein Sinn für Oekonomie geht so weit, daß er in einer Novelle wie dem „Erdbeben" alles Interesse nur auf seine beiden Helden sammelt, ja, daß er die ganze Zerstörung der Stadt nur als willkommene breite Folie braucht, als lodernden Hintergrund, von dem sich die Charaktere Jeronimos und Josephes abheben und entwickeln können.

Er arbeitet mit Verkürzungen. Er erzählt nicht breit und er giebt keine umständliche Schilderung. In eine Geberde, einen Wink, eine mimische Bewegung, in eine Geste legt er den ganzen Charakter eines Menschen. Er stellt ihn mit ein paar Zügen hin: durch Symptome, die er andeutet; er signalisirt ihn gewissermaßen mit ein paar Zeichen. Man denke an den Abdecker von Döbeln. Wie der Kerl auf dem Schloßplatz in Dresden, um seinen dicken Gaul zu tränken, den Eimer zwischen Deichsel und Knie stemmt, den er mit dem Rest des Wassers auf das Pflaster der Straße ausschüttet, wie er dann mit gespreizten Beinen dasteht und die Hosen in die Höhe zieht und wie er endlich sich an den Wagen stellt, um sein Wasser daran abzuschlagen. Und später kämmt er sich mit einem bleiernen Kamm die Haare über die Stirn zurück. Wie steht dieser Bursche da, mit welch sinnfälliger Deutlichkeit ist dieser Kerl gesehen! Kleist spricht von der kleinen und knöchernen Hand des Kohlhaas, ohne später irgendein Wort über seine äußere Erscheinung hinzuzufügen. Graf F. in der „Marquise von O..." erhebt sich, als er seinen Antrag gemacht hat, und steht noch einen Augenblick, die Hand am Stuhl, verharrend da. Wir sehen, wie ihm eine Röthe ins Gesicht steigt und wie er in hilfloser Befangenheit sich den Hut aufsetzt. Kleist liebt diese impressionistische Fixirung von Bewegungen. Als der Arzt sich von der Marquise verabschiedet, sehen wir, wie er sich bückt, um einen Handschuh, den er hatte fallen lassen, von der Erde aufzunehmen. Wir sehen, wie Kohlhaasens Frau ihr Jüngstes aufhebt, wie der Knabe mit ihren Halsbändern spielt und wie das Tuch, an welchem er gezupft hatte, ihr völlig von der Schulter herabzufallen droht.

Kleists enthaltsamer Stil hat wenig gemein mit dem romantischen Stil der Tieck, Novalis, Wackenroder. Kleist bleibt jeder romantischen Darstellung, obschon er sich dann und wann mit ihr berührt, im Grunde fern. Er reiht nicht, wie sie, Bilder an Bilder, deren Häufung nicht anregt, sondern verwirrt, und die Art seiner Bildlichkeit ist eine viel sinnlichere, konkretere; er ahmt auch nicht so unbedenklich wie Tieck

den Ton und die Stilfarbe der alten deutschen Volksbücher nach, er verfällt nie dem Archaismus und nur selten der Mystik des romantischen Stils. Alle Unbestimmtheit im Ausdruck ist ihm verhaßt und dem Ideal der Romantiker, der geheimnißvollen Unverständlichkeit, der vagen, dunklen Musik des Wortes, die dem Verstand unzugänglich bleiben soll, hat er nie nachgestrebt.

Als oberstes Gesetz gilt ihm: Bestimmtheit des Ausdruckes, plastische Sinnlichkeit der Charaktere; und statt der schwimmenden Wortmusik eine sich spröde und trocken gebende Diktion, deren innerer Reichthum sich dem um sie Bemühenden und Empfänglichen erst nach und nach erschließt. Seine Sätze stehen da wie aus Eisen gegossen, fundamental und unverrückbar in ihren seltsamen, eigenwilligen Konstruktionen. Wir finden bei keinem Romantiker diese Härte, dieses Festgefügte, diese Sparsamkeit im Ausdruck. Wir finden bei Kleist keine Tautologien, keine Umschreibungen, sehr selten eine Floskel, nie eine Phrase. Sein Stil hat für den ersten Augenblick etwas Kahles, Schmuckloses, Aktenmäßiges, Trockenes, Pragmatisches, etwas Zähes und Lederness; eine juristische Dialektik steckt in ihm, die immer, selbst bei den grausigsten Vorgängen, kühl und sachlich bleibt, trotz der Leidenschaft, die wie ein Strom unter ihr rauscht. Die Möglichkeit, jede Situation zu beherrschen und in die Form seines Stils zu zwingen, wurzelt in seinem Sinn für das Gegenständliche, wurzelt in seiner absoluten Sinnlichkeit, der es gelingt, kraft einer unermüdlichen Selbstzucht Welt und Menschen zu gestalten.

Diese strenge Objektivität, die das Ich des Dichters nur selten unterbricht, bändigt jeden auch noch so fragwürdigen Stoff. Sie gestattet ihm, Themata zu wählen, von denen man gesagt hat, daß sie unsittlich seien, daß sich für sie eine dichterische Form nicht finden lasse, da sie zu schlüpfrig, zu heikel seien. Aber es läßt sich kaum etwas Schamhafteres und Keuscheres in der Darstellung denken als die Erzählung von der Marquise von O... Denen allerdings, denen es in der Kunst auf das Was, auf die Materie, und nicht auf das Wie, auf die Form, ankommt, die nur das Rohstoffliche eines Werkes zu sehen vermögen, muß die Novelle ihr (falsches) Schamgefühl verletzen. Aber die Kunst eines Dichters liegt ja gerade darin, das Stoffliche zu entmaterialisiren, das psychologische Problem, das er vorfindet, herauszuheben und zu analysiren. In der Art, wie er es zeichnet, durchführt und gestaltet, liegt der Werth oder Unwerth seiner Leistung. Wir können hier verfolgen, wie Kleist vermocht hat, eine ursprünglich wirklich rohe Thatsache aus dem alltäglichen Leben in eine Sphäre diskreter Erotik zu heben, denn wir kennen die Quelle, aus der er schöpfte. Kleist entnahm das Motiv den Essays Montaignes, wie er kurz vorher durch Molière zu seinem Amphitryon angeregt wurde. Und jedesmal entsteht ein ganz neues Gebilde, jedesmal steigert er das Problem, erhöht er das Niveau. Molières lustige, übermüthige Komoedie wird bei ihm zu einem weihevollen Mysterium, dessen ernste Szenen zu der reichen Hei-

terkeit der Sosiaspartien wirksam kontrastiren. Montaignes derbe Anekdote wird zu einer psychologischen Novelle, die in Abgründe führt und bis in der nothwendigen Gegensätzlichkeit der Charaktere, die sie zeichnet, ewig-menschliche Symbole giebt.

Die Marquise von O... hat die Ungerechtigkeit der Welt eben so schmerzhaft zu empfinden wie Michael Kohlhaas, der Roßhändler. Die Schmähungen und Beleidigungen ihres Vaters bedeuten für sie das Selbe wie die Schändlichkeiten der Junker und der Rechtsbruch der Behörden für den Roßkamm. Die Parallele, die Kleist selbst zwischen Käthchen und Penthesilea zog, läßt sich hier variiren. Wenn er von Käthchen und Penthesilea sagt, sie seien das selbe Wesen, Käthchen sei nur der andere Pol der Penthesilea und eben so mächtig durch gänzliche Hingebung wie Jene durch Handeln, so eröffnet sich uns ein ähnliches Verhältniß zwischen Kohlhaas und der Marquise von O... Das Recht, das Kohlhaas durch ungeheure Thaten erringen muß, sie erzwingt es sich durch ihren stillen und stolzen Glauben an sich selbst. Sie verschließt sich vor der Welt und nun erst erkennt sie ihr eigenes Wesen; und sie wächst zur ebenbürtigen Heldin des Kohlhaas empor, als sie um ihre Kinder kämpfen muß. Der Dichter findet, um diese Steigerung ihres Charakters auszudrücken, Worte, die von persönlichstem Erleben zeugen und die zu dem Rührendsten gehören, was ihm gelungen ist. Er sagt von ihr: „Durch diese schöne Anstrengung mit sich selbst bekannt gemacht, hob sie sich plötzlich wie an ihrer eigenen Hand aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor". Der Aufruhr, der ihre Brust zerriß, legte sich. Sie wird wieder zufrieden mit sich selbst, da sie daran denkt, wie sie rein durch die Kraft ihres schuldfreien Bewußtseins siegen kann. „Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen. Sie sah die Unmöglichkeit ein, ihre Familie von ihrer Unschuld zu überzeugen, begriff, daß sie sich darüber trösten müsse, falls sie nicht untergehen wolle." Der Schmerz weicht ganz „dem heldenmüthigen Vorsatz, sich mit Stolz gegen die Anfälle der Welt zu rüsten. Sie beschloß, sich ganz in ihr Innerstes zurückzuziehen". Und sie erkämpft sich durch ihre heldische Passivität, durch ihr stilles Leiden den Sieg. Die Marquise leidet, Kohlhaas handelt. Das Bewußtsein ihrer Unschuld läßt die Marquise stolz und zuversichtlich resigniren; den Mann stachelt es auf und er, dem man sein Recht brach, greift zur Selbsthilfe. Beide sind Ausgestoßene der Gesellschaft. Beide gerathen in Schuld: die Marquise unbewußt; Kohlhaas, ohne es zu wollen und ohne es hindern zu können. Aber Beiden wird Gerechtigkeit.

Es gehört zu den charakteristischsten Zeichen der objektiven Kunst Kleists, mit welcher Unerbittlichkeit er jedem seiner Helden Genugthuung werden läßt. Aus der innersten Natur des Menschen strömt sein Schicksal. Und wiederum: amor fati. Was er selbst in schweren Stunden erfühlt hat, das Unabänderliche eines Charakters in all

seinen Entwickelungen und Steigerungen, in allen Situationen des Lebens, die Sehnsucht, die Ruhe und den Werth in sich selbst zu finden: das Alles gestaltet er hier in diesen von ihrem Gefühl getriebenen Menschen. Ihnen giebt er die Gefahren, die Möglichkeiten seines Lebens. Sie kommen hindurch, wie ihr Schöpfer sich durchrang. Sie leiden, sie kämpfen, sie resigniren wie er, sie haben seinen Stolz und seinen Trotz, seine Zärtlichkeit und seinen Haß. Die Welt bekämpft sie, sie stehen einsam, aber sie haben das absolute Gefühl ihrer selbst; und ihre Leidenschaft ist ihre Kraft, die sie nicht wanken läßt. Vielleicht gehen sie an ihr zu Grunde. Aber noch Kohlhaas unterliegt, indem er siegend triumphirt.

Kurz nach der Veröffentlichung des Kohlhaas (in der Buchausgabe der „Erzählungen", die im Herbst 1810 bei Reimer in Berlin erschien) fragt Charlotte Schiller in einem Brief an die Prinzeß Karoline von Mecklenburg: „Haben Sie die Geschichte von Kleist gelesen? Seien Sie so gnädig und lesen den Kohlhaas, wenn es noch nicht geschehen ist. Da ist Luthers Charakter so hübsch in einzelnen Zügen geschildert. Der Kohlhaas ist mir viel lieber (als das Käthchen von Heilbronn); da zeigt Kleist, daß er gut erzählen kann und hat sich ganz den Chronikenton eigen gemacht."

Goethe blieb auch der Kohlhaas fremd. Er tadelte, berichtet Falk, die nordische Schärfe des Hypochonders. Es sei einem gereiften Verstand unmöglich, in die Gewaltsamkeit solcher Motive, wie Kleist sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem Kohlhaas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch Alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerstandes dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlauf geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen noch aussöhnen könne. Von Neuem belegt dieses Urtheil Goethes, wie entgegengesetzt er sich der Kunst Kleists fühlte, wie er ihre Qualitäten nicht zu erkennen vermochte oder nicht sehen wollte, wie ungerecht und absprechend er eine Dichtung beurtheilte, deren Originalität sich jedem Geringeren offenbarte. Goethe prägte die für die Bezeichnung eines Künstlers so gefährlichen, so mißverständlichen Urtheile (hypochondrisch, krankhaft, pathologisch) und schuf damit die dem Philister so willkommenen Termini, mit denen er die Eigenheiten eines ihm unbequemen Genies abthun zu können meint, unter Berufung auf Goethe.

Der junge Hebbel, der mit E. T. A. Hoffmann zu den leidenschaftlichsten Verfechtern der kleistischen Kunst gehörte, der ihr seine bewundernde Liebe widmete und sie dennoch kritisch zu werthen wußte, urtheilt in seiner geistreichen Antithese: „Ueber Theodor Körner und Heinrich von Kleist", die die Primanerpoesie Körners verhöhnt: „Kleist wußte und mochte es mit Schmerz an sich selbst erfahren haben, daß der Vernichtungprozeß des Lebens keine Wasserfluth, sondern ein Sturz-

bad ist und daß der Mensch über jedem Schicksal, aber unter jeder Armsäligkeit steht. Von dieser Weltanschauung ging er aus, als er seinen Michael Kohlhaas zeichnete, und ich behaupte, daß in keiner deutschen Erzählung die gräßliche Tiefe des Lebens in der Fläche auf so lebendige Weise hervortritt wie in dieser, wo der Raub, den der Junker an zwei elenden Pferden begeht, das erste Glied einer Kette ist, die sich von dem Roßhändler Kohlhaas aus bis zum Deutschen Kaiser hinaufwindet und eine Welt erdrückt, indem sie dieselbe einschließt."

Während der Michael Kohlhaas bei seinem Erscheinen kein peinliches Aufsehen erregte (man ließ ihn sich noch gerade gefallen), entrüstete sich die gebildete Gesellschaft über die Marquise von O... Dasselbe Hoffräulein von Knebel, das schon den „Zerbrochenen Krug" vernichtet hatte, äußert sich in einem Brief an ihren Bruder: „Im nächsten Phoebus, den Dir die Prinzeß bald schicken wird, tritt dieser selbe Autor auch gleich mit einer so abscheulichen Geschichte auf (Marquise von O...), lang und langweilig im höchsten Grad." Und die Schwägerin des alten Körner, die in ihrem Kreise tonangebende alte Jungfer Dora Stock, schrieb an Professor Weber: „Seine Geschichte der Marquise von O... kann kein Frauenzimmer ohne Erröthen lesen. Wozu soll dieser Ton führen?" „Der Freimüthige oder Berlinisches Unterhaltungblatt für gebildete, unbefangene Leser", Kotzebues dreistes Organ, brachte die folgende züchtig sich empörende Besprechung der Marquise von O...: „Nur die Fabel angeben, heißt schon, sie aus den gesitteten Cirkeln verbannen. Die Marquise ist schwanger geworden, man weiß nicht, wie und von wem. Ist Dies ein Sujet, das in einem Journal für die Kunst eine Stelle verdient? Und welche Details erfordert es, die keuschen Ohren durchaus widrig klingen müssen!"

Gegen die von Sittlichkeit und Heuchelei triefenden Damen, deren Urtheile über die Marquise von O... ihm sicher zu Ohren gekommen waren, richtete Kleist im nächsten Heft des Phoebus ironische Epigramme, um sie ihrer Verständnißlosigkeit wegen ein Wenig zu kitzeln.

Die Marquise von O...

Dieser Roman ist nicht für Dich, meine Tochter. In Ohnmacht!
Schamlose Posse! Sie hielt, weiß ich, die Augen blos zu.

An ***

Wenn ich die Brust Dir je, o Sensitiva, verletze,
Nimmermehr dichten will ich: Pest sei und Gift dann mein Lied.

Mit seiner Novelle „Das Erdbeben in Chili", mit dieser kurzen, knappen, auf noch nicht zwanzig Seiten zusammengedrängten Geschichte hatte Kleist sogleich den Gipfel seiner novellistischen Kunst erstiegen. Denn dieses „Erdbeben" ist seine stärkste und elementarste Novelle. Kleist giebt, im alten Sinn der Novelle, eine unerhörte Begebenheit. Er giebt eine Szene aus dem Erdbeben in Chili vom Jahr 1647. Eine Katastrophe. Die Natur berstet. Eine Stadt stürzt zusammen. Die Menschen fliehen. Gesetz und Ordnung sind aufgelöst. Und vom tiefrothen Hintergrunde der erschütterten Stadt hebt sich das Schick-

sal zweier Menschen ab. Wir sehen inmitten des Aufruhrs, des Umsturzes aller Verhältnisse den vom Schicksal bestimmten Weg dieser beiden Liebenden, Jeromes und Josephes: ihre Trennung, ihre Wiedervereinigung und ihren Tod.

Josephe wird von ihrem strengen Vater in einem Kloster untergebracht, weil sie von ihrer Liebe zu Jerome nicht lassen will. Und hier gelingt es dem Geliebten, die Verbindung von Neuem herzustellen und in einer verschwiegenen Nacht den Klostergarten zum Schauplatz seines vollen Glückes zu machen. Bei einer feierlichen Prozession sinkt die junge Novize in Mutterwehen auf den Stufen der Kathedrale nieder. Sie wird, ohne Rücksicht auf ihren Zustand, in ein Gefängniß geschleppt und, kaum aus den Wochen erstanden, zur Enthauptung verurtheilt. Die fromme Stadt erwartet sich ein Fest. „Man vermiethete in den Straßen, durch welche der Hinrichtungzug gehen sollte, die Fenster, man trug die Dächer der Häuser ab und die frommen Töchter der Stadt luden ihre Freundinnen ein, um dem Schauspiel, das der göttlichen Rache gegeben wurde, an ihrer schwesterlichen Seite beizuwohnen.“ Während sie aber dem Hinrichtungzug mit so lüsterner Gier zusehen und der unglückliche Jerome, aus Verzweiflung über diese jammervolle Welt, sich eben im Gefängniß erhängen will, zerstört ein fürchterliches Erdbeben die Stadt. Das Chaos ist wiedergekehrt. In diesem wilden Aufruhr entkommt die schon zur Hinrichtung geführte Josephe und auch Jerome, dessen Seele zum Tode bereit war, entflieht seinem Gefängniß. Er durchsucht als ein Fiebernder alle Straßen, er eilt über Schutt, Gebälk und Trümmer hinweg, die Flammen lecken ihm aus allen Häusern entgegen, die Menschen schreien von brennenden Dächern herab. Er läuft und rennt, überall nach Josephe suchend, so unmöglich es ihm auch schien, sie zu finden. Endlich entdeckt er sie in einem idyllischen Thal mit dem kleinen Philipp, den sie gerade badet. Aller Schmerz und aller Jammer ist vergessen. Die süßeste Seligkeit umfängt sie. Sie finden ein paar Freunde, die sie herzlich in ihrer Mitte aufnehmen. Denn die furchtbare Erschütterung schien eine allgemeine Versöhnung herbeigeführt zu haben. Man beschließt, zum Dankgottesdienst die einzige Kirche, die vom Erdboden verschont geblieben ist, zu besuchen. Hier predigt ein fanatischer Priester seiner Gemeinde von der Sittenverderbniß der Stadt und von dem Strafgericht, das sie deshalb getroffen habe. Er vergleicht Santiago mit Sodom und Gomorrha, seine Stimme wird immer zudringlicher und er spitzt schließlich seine allgemeine Anklage auf den letzten Fall zu, er mahnt die Andächtigen an das Verbrechen, das keine Sühne gefunden habe, und nennt schließlich die Namen der beiden Thäter. Sie verrathen sich; irgend jemand erkennt sie; man schreit: „Weichet fern hinweg, ihr Bürger von Santiago, hier stehen diese gottlosen Menschen!“ Und nun bricht ein Aufruhr los, die Menge stürzt sich auf sie, Allen voran Jeronimos eigener Vater und ein giftiger Schuster Pedrillo. Nichts vermag die Liebenden mehr zu retten. Sie sind der Wuth des Pöbels ausgeliefert, und so heldenmüthig sie der tapfere Fernando vertheidigt,

sie fallen unter den Keulenschlägen des fanatischen Haufens. Und mit Jerome und Josephe auch zwei Unschuldige: Donna Constanze und Juan, Fernandos kleiner Sohn, den man für den Josephens gehalten hatte. Der kleine Philipp, das Kind der Liebenden, entkommt der Mordlust der Menge und Don Fernando nimmt es als das seine an.

Diese grauenvollen Vorgänge sind von Kleist mit der ungeheuren Sachlichkeit geschildert, die wir an allen seinen Novellen bewundern. Aber hier, mit dieser Erzählung, ist ihm etwas ganz Besonderes gelungen: etwas ganz Geschlossenes, etwas in sich Vollkommenes, ein ganz reines Kunstwerk ohne alle Schlacken. Es mag sein, daß er zu dem Thema der Novelle durch Kant angeregt worden ist, dessen Abhandlung über das lissaboner Erdbeben er in Königsberg gelesen haben wird. Die Stelle, die ihn angeregt haben kann, lautet: „Alles, was die Einbildungskraft sich Schreckliches vorstellen kann, muß man zusammennehmen, um das Entsetzen sich einigermaßen vorzustellen, darin sich die Menschen befinden müssen, wenn die Erde unter ihren Füßen bewegt wird, wenn Alles um sie her einstürzt, wenn ein in seinem Grunde bewegtes Wasser das Unglück durch Ueberströmungen vollkommen macht, wenn die Furcht des Todes, die Verzweiflung wegen des völligen Verlustes aller Güter, endlich der Anblick anderer Elenden den standhaftesten Muth niederschlagen. Eine solche Erzählung würde rührend sein, sie würde, weil sie eine Wirkung auf das Herz hat, vielleicht auch eine auf die Besserung des Herzens haben können. Allein ich überlasse diese Geschichte geschickteren Händen. Ich beschreibe hier nur die Arbeit der Natur.“ Es muß Kleist gelockt haben, hier, wo sein großer Meister verzichten mußte, die Arbeit des Künstlers zu übernehmen.

Ihm ging die Vision einer vom Erdbeben erschütterten Stadt auf; und er erfindet aus seinem tragischen Gefühl heraus diese aufreizende, düstere Novelle. Er bannt auf noch nicht zwanzig Seiten die Katastrophe einer Stadt und das Schicksal zweier Menschen. Und immer wieder klingt als Refrain seines Schaffens die pessimistische Erkenntniß durch: Seht die gebrechliche Einrichtung der Welt! Aber er setzt an das Ende keine moralische Nutzanwendung, sondern er giebt in den Vorgängen, die er schildert, das Symbol seiner Anschauungen. Ganz unpersönlich, ganz objektiv.

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Technik oder den Geist des Dichters; denn seine Kraft, zu spannen, zu steigern, zu entladen, also seine Technik ist so ausgebildet, so verfeinert wie der Geist, der sich in ihr ausspricht. Eine Trennung ist nicht mehr möglich. Und das Meisterliche an der Kunst des Novellisten Kleist ist gerade, daß sich Geist und Ausdruck decken, daß zwischen Idee und Form keine Gegensätze mehr bestehen, daß sie eine Einheit geworden sind. So fest gegliedert ist der Bau dieser Novellen, so unabänderlich greifen die Sätze in einander, daß man sie nicht um einen Grad verrücken kann, ohne ihren Sinn völlig zu entstellen.

Halensee. Wilhelm Herzog.

Spekulanten.

Die Psychologie der Börse lehrt ein berühmter Dialog uns schnell ahnen. „Was, glauben Sie, habe ich heute verdient?“ „Die Hälfte.“ Phantasie und Skepsis, verdünnt durch Gewinnsucht und Neid. Die Börse hat sich selbst ein Ventil geschaffen, das gefährlichen Gasen den Abzug ermöglicht: den Witz. Ohne den Börsenwitz wäre die Statistik der Kurskatastrophen um manches Ereigniß reicher. Eine in die Karnevalszeit fallende newyorker Deroute wurde als Redoute abgestempelt; und als die Italiener den ersten Kanonenschuß vor Tripolis abgefeuert hatten, sprach die Börse: „Bei schlechtem Wetter findet der Krieg im Saal Statt“. In dieser witzigen Abwehr übler Einflüsse drückt sich das Verlangen nach ungestörter Geschäftstaktik aus. Man will sich nicht zu einer Erkenntniß drängen lassen, deren Folgen man fürchtet. Die Börse soll die Kraft, neue Vermögen zu zeugen, nicht einbüßen; denn die Wirthschaft ist stärker als alle Politik. Glaubet nur! Die Willensstärke des mit dem Effektengeschäft verbundenen Kapitals schafft auffällige Kontraste. Der Reichsbankpräsident warnt vor allzu weitem Umfang des Börsenverkehrs und bittet die Banken, zu bremsen. Die versprechen Alles; und erklären, daß die Einnahmen aus Effekten- und Konsortialgeschäften nicht so groß gewesen seien wie im vergangenen Jahr. Trotzdem hat der Börsenumsatzstempel in den ersten zehn Monaten fast zwei Millionen mehr eingetragen als in der selben Zeit des Vorjahres. Der Börsenbetrieb wächst eben trotz allen Widerständen. Ende Oktober sprach Excellenz Havenstein von den Beziehungen der allgemeinen Wirthschaft und der Börse zum Kredit; er fand in dem Gerüst zu viele Träger, deren Material nur geliehen ist. Die Börse läßt sich nicht schrecken und die Banken begnügen sich mit einer flüchtigen Säuberung ihrer Kundschaft. Fürchterliche Musterung trüge ihnen den Tadel ein: „Ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt Ihr ihn der Pein“. Daß sie nach solchem Grundsatz nicht handeln, haben jüngst einzelne Institute ausdrücklich erklärt.

Der Spekulant fragt nicht nach dem Verhältniß von flüssigen Mitteln und Kredit; er disponirt von einem zum anderen Tag und lehnt jeden Epimetheus höhnend ab. Für Einen, der mit seinen Rathschlägen immer erst auf der Bildfläche erscheint, wenn das Geschäft schon abgeschlossen ist, fand der Börsenwitz den Spitznamen: „Der eiserne Vorhang“. Der Mann ist vielen Börsenbesuchern nur unter dieser Firma bekannt. Er senkt sich: und Alles ist aus. Vorher war vielleicht aus New York die Botschaft gekommen, den Trusts gehe es nun wirklich ans Leben; oder die, sie seien gerettet. Jeder Mittag bringt ja andere Kunde. Neulich kam sogar eine, die aus dem Heldenepos zu stammen schien. Die Vorstandsmitglieder der Swift- und Armour-Company haben sich, freiwillig, als Verletzer des Shermangesetzes einsperren lassen, um gegen die lex vorgehen zu können. Den Antrag auf Freilassung begründeten sie mit der Angabe, daß die Shermanbill ge-

gen die Bundesverfassung verstoße. Das Gesetz sei so wirr, daß kein Bürger mehr wissen könne, wann er legal, wann gesetzwidrig handle. Sie sind im Recht. Die Antitrustbill ist so unklar (die einander widersprechenden Entscheidungen der Gerichte zeugen dafür), daß sie dem Rechtsempfinden keinen Weg weist. Der Supreme Court in Washington hat, in der Begründung des Urtheils gegen die American Tobacco Company, dem allgemeinen Empfinden Ausdruck gegeben; und das Einverständniß der Regirung mit dem neuen Programm des Tabaktrusts (vier getrennte Concerns, die aber innerlich zusammenhängen) deutet nicht auf strenge Auslegung des Trusttrutzgesetzes. Die „Fleischpacker“ haben sich auf Gefängnißkost gesetzt, um den Prozeß in Gang zu bringen. Fromme Scheu vor dem Fiskus oder gar vor Gesetzen hat der Yankee nie gelernt; wenns nöthig ist, soll ihm der Staat vorwärts helfen. Der Baumwollspekulant Theodor W. Price verlangt, daß eine Baumwollvalorisation (nach dem Muster der brasilianischen für Kaffee) durchgeführt werde. Unter dem Schirm der Regirung, versteht sich. Theodor Price ist Haussier. Da der Baumwollpreis gefallen ist, muß der Staat ihn schnell wieder heben helfen und der Hausse Dauer sichern. Natürlich zum Besten der Farmer in den Baumwollstaaten. Das amerikanische Monopol unterwirft die europäische Textilindustrie den Spekulanten von drüben. Damit deren Faust noch härter auf der Alten Welt laste, soll „valorisirt“ werden. Die Regirung kann den Rath nicht befolgen; aber Herrn Price bleibt der Erfinderuhm.

Schwerer noch als der Verarbeiter industrieller Rohstoffe wird der Lebensmittelkäufer von der Taktik der Börsenkönige getroffen. Man kann auch da, wenn man die Dinge nur als Aesthet sieht, von imponirender Kaltblütigkeit und kühner Strategie sprechen; aber die Wirkung läßt kein Behagen aufkommen. Und es war Zeit, daß endlich einmal der Wille des Gesetzgebers den Willen des Spekulanten übermannte. In Frankreich, der Heimath der Lebaudy, Jaluzot, Santa Maria, wurde der Kammer ein Gesetzentwurf vorgelegt, der die Bestimmungen des Code Napoléon gegen das accaparement (die Einsperrung von Waaren zum Zweck künstlicher Preissteigerung) ergänzen und verschärfen will. Das französische Recht hat die Individualleistung bisher anerkannt und geschützt. Man ging offenbar von dem Gedanken aus, das Talent des Einzelnen, mag sichs künstlerisch, wissenschaftlich oder in der Ausführung von Börsenmanövern äußern, sei amtlicher Achtung würdig. Nach geltendem Recht wird nur die Fälschung des Preises durch Abrede unter Mehreren gestraft; künftig soll jeder Versuch zu unnatürlicher Preisbildung geahndet, der Mißbrauch finanzieller Uebermacht hart bestraft werden. Die Spekulation will man in ihrem Lebenssitz nicht treffen; ihr nur einen Zettel aufkleben, der die Klassirung ermöglicht. Antisoziale Wünsche des Kapitals sollen, in Frankreich wie in Amerika, vereitelt werden; kann man die Entstehung eines Riesenvermögens nicht hindern, so will man wenigstens die wichtigsten Volksbedarfsmittel seinem Einfluß entziehen. Der Widerwille gegen mühelos gehäuften Reichthum beherrscht die Stunde.

Der Spekulant rechnet oft viel zu rasch und sein hastig schweifender Blick überfliegt manchmal das Wichtigste. Wie fern schlaue Spekulation glaubhafter Möglichkeit bleiben kann, zeigte uns wieder ein Beispiel. In Brüssel stürzten die Katangawerthe mit hörbarem Geräusch in die Tiefe. Nicht etwa, weil im Kongostaat der deutsche Nachbar gefürchtet wird (belgische Zeitungen haben freilich vor dem deutschen Kaufmann als furchtbar gefährlichem Konkurrenten gewarnt), sondern, weil aus dem Katangabistrikt böse Kunde kam. Ueber die Mineralschätze, die in der Südostecke des Kongostaates und am Tanganjikasee ruhen, sprach ich hier schon; ergiebige Kupferproduktion scheint dort möglich. Daß England, nicht Amerika, die Pioniere stellte, hat die Entwickelung vielleicht verlangsamt. Denn was Jonathan anpackt, reißt er in schnelle Bewegung. Doch er hat im eigenen Land Kupfer genug, mit dem er nicht fertig wird. Die Erzgänge im belgischen Kongostaat sollen so reich sein, daß sie, wie in der ersten Begeisterung verkündet wurde, die ganze Erde für hundert Jahre mit Kupfer versorgen können. Die Folge der ersten Rentabilitätberechnung war ein schwunghafter Handel mit den Aktien der Union Minière du Haut Katanga, der Compagnie du Katanga, der Tanganyika Concessions Company. Das Publikum war begeistert und trieb die Kurse auf steile Höhen. Die Aktien der Union Minière waren zu 1400 Francs eingeführt worden; aber der Sturm, der über den Markt der Kongowerthe hinwegbrauste, brach der Kurspyramide die Spitze ab; Verlust: 100 Prozent. Die Erzlagerstätten sind nicht verschwunden; aber die Kosten der Verhüttung sind viel höher, als man vermuthet hatte. Den Weltmarkt wird das Katangakupfer fürs Erste noch nicht beherrschen. Dem Kupferbau fehlen die zum Betrieb fertigen Kohlenbergwerke, die den bei der Schmelze der Kupfererze nothwendigen Koks liefern könnten. Der Ertrag der Kupferwerke in Elisabethville, die der Tanganyikagesellschaft gehören, hat enttäuscht. Haben die Spekulanten nun ihre Hoffnung bestattet? Fällt ihnen nicht ein; wozu hatten sie sonst ihre Phantasie und die Erfahrung, die lehrt, daß man nach dem trübsten Tag wieder lustig werden kann? Das Publikum läßt sich einschüchtern oder muß erst neues Geld auftreiben, ehe es den Versuch wagen darf, verlorenes zurückzuholen. Der rechte Börsianer schüttelt sich und schwört dann, beim nächsten Sturm werde er gewiß nicht schief liegen. Er allein aber kann die Pracht des Mammonstempels nicht erhalten; erst wenn das Geld der Menge im Kasten klingt, spricht sensalische Weisheit gelassen das große Wort: Erholung. Wer die Börsenpsyche (ohne deren Kenntniß der Beurtheiler im Dunklen tappt) ein Bischen studirt hat, weiß, daß hinter dem Trostwort „Erholung" oft nichts Anderes hockt als die Hoffnung, endlich sei den von Berufes wegen Spekulirenden gelungen, den großen Haufen, der allzu lange zaudernd am Ufer stand, wieder in den Strudel zu locken. Wohin er die Opfer reißen wird? Die Börse erholt sich.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



*

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

WINTERGARTEN

MARIA GALVANY
die enthusiastisch gefeierte
Primadonna von der Kgl. Oper in Madrid.

Bird Millmann & Co., Drahtseilakt.	**The 4 Readings,** akrob. Handvoltigeure.
Dr. Angelos, lebendes Porzellan.	**Liane d'Eve,** Excentrique française.

und eine Kette **hervorrag. Kunstkräfte.**

„Moulin rouge"
Jägerstrasse 63a
Täglich Reunions.
Ballhaus „Fledermaus", Hamburg.

Kleines Theater.
Abend 8 Uhr:
Lottchens Geburtstag.

Zirkus Busch.
Beginn 7½ Uhr abends:
u. a.
☛ Vorführung der beiden Menschen-Affen ☚
„Max u. Moritz"
aus Herrn Carl Hagenbecks Tierpark Stellingen.
U 20 Grosses Original-Ausstattungsstück des Zirkus Busch in 5 Bildern.

Metropol-Palast
Behrenstrasse 53/54

Palais de danse	**Pavillon Mascotte**
Täglich:	Prachtrestaurant
Reunion	::: Die ganze Nacht geöffnet ::

Metropol-Konzerthaus
Täglich populäre Konzerte der ersten Militärkapellen Berlins
Anfang 6 Uhr. Eintritt **50** Pf. Garderobe **frei.** **Ende 12½ Uhr.**



Schloßbräu-Flaschenbiere
das bevorzugte, tägliche Hausgetränk
einer jeden Berliner Familie.
Die Qualität ist hervorragend!

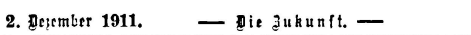
☛ **Zur gefälligen Beachtung!** ☚

Der heutigen Nummer sind 2 Prospekte beigeklebt von den Firmen
R. Piper & Co., G. m. b. H., Verlag in München,
und
Georg Merseburger, Verlag in Leipzig,
auf welche wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen


ADMIRALS PALAST
AM BAHNHOF FRIEDRICHSTR.


Herz-Stiefel
mit dem Herz auf der Sohle
befriedigen die verwöhntesten Ansprüche
Neu Special-Stiefel für Herren u. Damen zu 16.50
Erkenntlich an dem
Herz Special
Zeichen auf der Sohle.



Bürener Portland-Cementwerke, Akt.-Ges., Büren i. W., Aktien.
— do. — 6% Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Bürgerliches Brauhaus Akt.-Ges., Herne, Aktien und 4½% Obligationen.
Chemische Fabrik Rhenania, Aachen, Aktien.
Chemische Industrie Akt.-Ges., Bochum, Schuldverschreib.
Coblenz, 3½% Stadt-Anleihen von 1886 u. 1898 und gezogene Stücke.
Cöln, 3½%, 4% und 4½% Stadt-Anleihen und gezogene Stücke.
Colonia, Kölnische Feuerversicherungs-Gesellschaft, Cöln, Aktien.
Colonia, Rückversicherungs - Gesellschaft Cöln, Aktien.
Danziger elektrische Strassenbahn A.-G., Danzig, Aktien.
— do. — 4% Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Darmstädter 3½% Stadt-Anleihe von 1905.
— do. — 4% von 1907 und 1909.
Deutsche Bank, Berlin, Aktien.
Deutsche Bierbrauerei, Aktien.
— do. — 4½% Obligationen.
Deutsche Eisenbahn-Betriebs-Gesellschaft, Act.-Ges., Berlin, Aktien.
— do. — 4% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Deutsche Elektricitätswerke zu Aachen, Garbe, Lahmeyer & Co., Aktien-Gesellschaft, Aachen, Aktien.
Deutsche Grundcredit-Bank, Gotha, 3½% und 4% Pfandbr. und gezogene Stücke.
— do. — 3½% Prämien - Pfandbriefe und gezogene Stücke.
Deutsche Hypothekenbank (Aktien-Gesellschaft), Berlin, Aktien.
— do. — 3½%, 3¾%, 4%, 4½% und 5% Pfandbriefe und gezogene Stücke.
— do. — 3½%, 3¾% u. 4% Kommunal-Obligationen und gezogene Stücke.
Deutsche Hypothekenbank, Meiningen, Aktien.
— do. — 3½% und 4% Pfandbriefe und gezogene Stücke.
— do. — 4% Prämien-Pfandbriefe und gezogene Stücke.
Deutsche Linoleum- u. Wachstuch-Comp., Aktien.
— do. — 4½% Obligationen.
Deutsche Pluviusin-(Kunstleder)-Akt.-Ges., Aktien.
— do. — Obligationen.
Deutsche Pope-Lampen-Aktien und Vorzugs-Aktien.
Deutsch-Übersee-Electricitäts-Ges., Aktien.
— do. — 5% Obligationen, Ser. V.
Direction der Disconto-Gesellschaft, Berlin, Kommandit-Anteile.
Disch Hotel, Aktien.
Diss & Co., Akt.-Ges. für Betonbau, Düsseldorf, Aktien.
Dortmund, 3½% Stadt-Anleihen und gezogene Stücke.
Dortmunder Hansa - Brauerei, Dortmund, Aktien u. Schuldverschr.
Droop & Rein, Bielefeld, 4½% Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Dürener Bank, Düren, Aktien.
Düren, 4% Stadt-Anleihe von 1899 und gezogene Stücke.
— do. — 4% Stadt-Anleihe 1901 und gezogene Stücke.
Düsseldorfer, Allg. Versich.-Ges. für See-, Fluss- und Land-Transport, Aktien.
Düsseldorfer Bürgergesellschaft, Aktien-Gesellschaft, Düsseldorf, Aktien.
— do. — 4% Anteilscheine und gezogene Stücke.
Düsseldorfer Eisenbahnbedarf Akt.-Ges. vorm. Carl Weyer & Co., Düsseldorf-Oberbilk, Aktien.
Düsseldorfer Eisenhütten, Aktien.
Düsseldorfer Maschinenbau-Akt.-Ges. vorm. J. Losenhausen, Aktien.
Düsseldorfer Röhrenindustrie in Düsseldorf-Oberbilk, Aktien.
Düsseldorf 4% Stadt-Anleihen von 1900, 1907 und 1908 und ff.
Düsseldorfer Tageblatt G. m. b. H., Schuldverschreib.
Düsseldorfer Vereins-Versich.-Bank F. Dt. A.-G., Aktien.
Eisen- u. Stahlwerk Hoesch in Dortmund, Aktien.
— do. — 4% Schuldverschreibungen und gezogene Stücke.
Electricitäts-Lieferungs-Ges., Berlin, 4½% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Electricitäts- u. Wasserwerk Frechen, 5% Schuldverschreib.
Electricitätswerk, Westfalen, Bochum, Akt.
Electrochemische Werke, 4½% Obligat.
Erholungs-Ges., Aachen, 4% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Eschweiler Bank, Eschweiler, Aktien.
Eschweiler Bergwerks-Verein, Eschweiler-Pumpe, Aktien.
— do. — 4% u. 4½% Verpflichtungsscheine und gezogene Stücke.
Essener Stadt-Anleihe 4% von 1909.
Eupener Kredit-Bank, Eupen, Aktien.
Feuerversicherungs-Gesellsch. Rheinland, Neuss, Aktien.
Fittingsfabrik, Stahl- und Eisengiesserei, Aktien.
Frankfurter Hypotheken - Kredit - Verein, Frankfurt a. M., 3½%, 3¾% und 4% Pfandbriefe.
Friedrich-Wilhelms-Bleiche, Aktien-Ges., Brackwede, Aktien.
Gasmotoren - Fabrik Deutz, Köln - Deutz, Aktien.
— do. — 4½% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Gasmotorenfabrik Akt.-Ges. Köln-Ehrenfeld (vorm. C. Schmitz), Köln, Aktien u. Vorz.-Aktien.
Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft, Gelsenkirchen, Aktien.
— do. — 4% Schuldverschreibungen und gezogene Stücke.
Gelsenkirchener 4% Stadt-Anleihe v. 1907 und gezogene Stücke.
Gemeinnützige Baugesellschaft für Aachen und Burtscheid, Aktien.
Gerb- u. Farbstoffwerke, H. Renner & Co., Akt.-Ges., Hamburg, Aktien.
Germania-Brauerei Akt.-Ges., Mülheim a. Rhein, Aktien.
Gerresheimer Glashüttenwerke vorm. Ferd. Heye, Akt.-Ges., Gerresheim, Aktien.
— do. — 4% Schuldverschreib. Serie II und gezogene Stücke.
Getreide-Commission Akt.-Ges., Düsseldorf, Aktien.
Getreide - Haus G. m. b. H., Düsseldorf, 4½% Obligationen.
M.-Gladbach, 3½% Stadt-Anleihen u. gezogene Stücke.
Gladbacher Feuer-Versich.-Ges., Aktien.
Gladbacher Rückversich.-Ges., Aktien.
Gladbacher Wollindustrie vorm. L. Josten, Aktien.
Glashütte vorm. Gebr. Siegwart & Co., Akt.-Ges., Stolberg, Aktien.
Gothaer Grund-Credit-Bank, Aktien.
— do. — 3½% u. 4% Pfandbriefe und gezogene Stücke.
— do. — 3½% Prämien-Pfandbriefe und gezogene Stücke.
Graf Schwerin, Gewerkschaft, 4% u. 4½% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
E. Gundlach Akt.-Ges., Bielefeld, Aktien.
Hallesche Kaliwerke Akt.-Ges., Schlettau, Aktien und 5% Schuldverschreib.
Hamburger Hypothekenbank, 3½% u. 4% Pfandbriefe.
Hamelner Bank, Hameln, Aktien.

Hedwigsburg, Gewerkschaft, 4½ % Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Heilmann Immobilien-Ges., Aktien.
Hengstenberg Maschinen- u. Fahrradfabrik, Bielefeld, Ankerwerke, Aktien.
Herforder Diskonto-Bank, Herford, Aktien.
Hessische Landes-Hypoth.-Bank, Pfandbr. und Kommissions-Oblig.
Hildebrandsche Mühlenwerke, Aktien.
Hoesch, Eisen- u. Stahlwerk in Dortmund, Aktien, Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Hofmann, Waggonfabrik, Aktien.
Jaensch Gust. & Co., Aktien.
Internationale Transport - Versich. - Gesellschaft, Düsseldorf, Aktien.
Kalker Brauerei-Aktiengesellschaft vorm. Joseph Bardenheuer, Kalk b. Köln, Aktien.
— do. — 4½ % Hypothekar-Schuldverschr. und gezogene Stücke.
Kammgarnwerke, Akt.-Ges., Eupen, Aktien.
Koblenz, 3½ % Stadt-Anleihe von 1898 und gezogene Stücke.
Köln, 3½ %, 4 % u. 4½ % Stadt-Anleihen u. gezogene Stücke.
KölnerLloyd, AllgemeineVersich.-Akt.-Ges., Aktien.
Kölnische Gummifädenfabrik vorm. Ferd. Kohlstadt & Co., Köln, Aktien.
Kölnische Rückversich.-Ges. Köln, Aktien.
Königsbacher Brauerei Akt.-Ges., vorm. Jos. Tillmann, Koblenz, Aktien.
Gebr. Körting, Aktien - Ges., Hannover, Aktien.
— do. — 4½ % Schuldverschreibungen u. gezogene Stücke.
Koerting & Mathiesen, Aktien.
Kollmar & Jourdan Akt.-Ges., Uhrkettenfabrik, Aktien.
Krassóer Forst-Akt.-Ges. (Krassói Erdö-Részvénytársaság), Budapest, Aktien.
Krefeld, 3½ % Stadt-Anleihen von 1901 u. 1903 und gezogene Stücke.
Krefelder Bank, Akt.-Ges., Krefeld, Aktien.
Limburgische Steinkohlen 5 % Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Lothringen, Gewerkschaft, 4¼ % u. 4½ % Schuldverschreibungen.
Luxemburger Unionbank, Aktien.
— do. — 4½ % Obligationen.
Malmedy Werke A.-G., Malmedy, Aktien.
Maschinenfabrik Grevenbroich, Grevenbroich, Aktien.
Maschinenfabrik Actien-Gesellsch. vorm. F. A. Hartmann & Co., Offenbach, Aktien.
Mechanische Weberei, Zittau, Aktien.
Meininger 3½ % und 4 % Pfandbriefe und gezogene Stücke.
Meininger 4 % Prämien-Pfandbriefe und gezogene Stücke.
Meteor, Actien-Gesellschaft Geseker Kalk- und Portland - Cement - Werke, Geseke i. W., Stamm- und Vorzugs-Aktien.
— do. — 4½ % Prior.-Obligationen, 5 % Genussscheine und gezogene Stücke.
Minerva, Retrocessions- u. Rückversicherungs-Gesellschaft, Köln, Aktien.
Mont Cenis, Gewerkschaft, 4 % und 5 % Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Moselsprudel „Bellthal", Aktien.
Mülheim am Rhein, 3½ % Stadt-Anleihe von 1905 und gezogene Stücke.
Münchener Stadt-Anleihen.
National-Brauerei, A.-G., Duisburg, Aktien.
— do. — 4½ % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Niederrheinische Oelwerke, Akt.-Ges., Goch, Aktien.
— do. — 5 % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Norddeutsche Tricotweberei vorm. Leonh. Sprick & Co., Akt.-Ges., Berlin, Aktien.
Piedboeuf & Co. (J. P.), Röhrenwerke, Akt.-Ges., Eller b. Düsseldorf, Aktien.
— do. — 5 % Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.

Premier Diamond Mining Company Ld.
Preussische Boden - Credit - Actien - Bank, Berlin, 3½ %, 3¾ %, 4 %, 4½ % und 5 % Pfandbriefe.
Preussische Central - Bodencredit - Actien-gesellschaft, Berlin, Aktien.
— do. — 3½ % u. 4 % Pfandbriefe.
— do. — 3½ % u. 4 % Kommunal-Oblig.
Preussische Hypotheken - Actien - Bank, Berlin, Aktien, 3½ %, 4 % u. 4½ % Pfandbriefe.
Preussische Hypotheken - Versicherungs-Actien-Gesellschaft, siehe Preussische Pfandbrief-Bank.
Preussische Pfandbrief-Bank, Berlin, 3½ %, 3¾ % und 4 % Pfandbriefe.
— do. 3½ %, 3¾ % und 4 % Kommunal-Obligationen.
Preussische Pfandbrief-Bank, Berlin, 3½ % und 4 % Kleinbahn-Obligationen.
— do. — 3½ % und 4 % Hypotheken-Anteil-Zertifikate.
Ramesohl & Schmidt, Aktien-Gesellschaft, Oelde i. W., Aktien.
Ravensberger Spinnerei, Bielefeld, Aktien.
Remscheid, 3½ % Stadt-Anleihe und gezogene Stücke.
RheinischeAct.-Ges.für Braunkohlen-Bergbau und Brikettfabrikation, Aktien.
— do. — 4½ % Schuldverschreibungen.
Rheinische Hypotheken-Bank, Mannheim, 3½ % und 4 % Pfandbriefe.
— do. — 3½ % Kommunal-Obligationen.
Rhein.-Nassauische Bergwerks- u. Hütten-Actien-Gesellschaft, Stolberg, Aktien.
Rheinische Portland - Cementwerke, Cöln (Porz), Aktien.
— do. — 5 % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Rheinischer Actienverein für Zuckerfabrikation, Aktien.
Rhein. Spiegelglasfabrik, Eckamp, Aktien.
— do. — 4½ % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Rhein. - Westfälische Boden - Credit - Bank, Köln, Aktien und Interimsscheine.
— do. — 3½ % u. 4 % Pfandbriefe und gezogene Stücke.
Rheinisch - Westfälische Disconto - Gesellschaft A.-G., Aktien.
Reinisch - Westfälischer Lloyd, Transport-Versich.-Akt.-Ges., M.-Gladbach, Aktien.
Rheinisch-Westfälische Rückversich.-Akt.-Ges., M.-Gladbach, Aktien.
Rhein. Nadelfabriken, Akt.-Ges., Aachen, Aktien.
— do. — 4½ % Schuldverschreibungen und gezogene Stücke.
Rheinische Volksbank, Köln, Aktien.
Rheinprovinz 3⅓ %, 3½ %, 3⅗ %, 3¾ % u. 4 % Anleihescheine.
Rhenania, Chem. Fabrik in Aachen, Aktien.
Roddergrube, Brühl, Aktien und 4½ % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Rolandshütte, Aktien.
Rosiny-Mühlen-Akt.-Ges., Duisburg, Aktien.
— do. — 4 % Schuldverschreibungen und gezogene Stücke.
Schalker Gruben- u. Hütten-Verein 4 % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Schlesische Electricitäts- und Gas-Aktien.
— do. — 4½ % Obligationen.
4 % Schöneberger Stadt-Anleihe von 1904.
Schornstein-Aufsatz- u. Blechwarenfabrik J. A. John, Aktien.
Speditions- u. Lagerhaus-Akt.-Ges., Aachen u. Köln, Aktien.
Spinnerei Vorwärts, Brackwede, Aktien.
Sprick Tricotweberei, siehe Norddeutsche Tricotweberei.
Stadtberger Hütte, Niedermarsberg, 4½ % Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Stettiner Strassen-Eisenbahn-Ges., Aktien.
— do. — Obligationen.
H. Stodieck & Co., Akt.-Ges., Bielefeld, Aktien.

Stolberger Akt.-Ges. f. feuerfeste Produkte (vorm. R. Keller), Stolberg, Aktien.
Stolberger Zinkhütten, Aktien 4% u. 4½% Oblig. und gezogene Stücke.
Süddeutsche Disconto-Ges., Aktien.
Tapeten-Industrie, Akt.-Ges., Aktien.
Teppich Manufactur, Akt.-Ges., Beuel, Aktien.
Tietz Leonh. & Co., Akt.-Ges., Aktien.
Traben-Trarbacher Beleucht.-Ges. (Elektrizitätswerk), Traben-Trarbach, Aktien.
— do. — Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Trier, 3½% Stadt-Anleihen und gezogene Stücke.
Tuchfabrik Aachen, vormals Süskind & Sternau, Akt.-Ges., Aachen, Aktien.
Ulrichs & Heinrichs, Aktien-Gesellschaft, Ratingen, Aktien.
Verein. Bonifacius Zeche, Kray 4% Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Verein. Hamburg und Franziska Gewerkschaft, Witten, 4% Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Vereinigungs-Ges. für Steinkohlenbau im Wurmrevier zu Kohlscheid, 4% Schuldverschreib. u. gezogene Stücke.
Vereins-Versicherungsbank f. Deutschland Akt.-Ges., Düsseldorf, Aktien.
Victoria Falls Power Comp. Ld.
Viersener Akt.-Ges. für Spinnerei u. Web., Viersen, Aktien.
Viersener Akt.-Brauerei, Viersen, Aktien.
Viersener Aktien-Brauerei, Viersen, 5% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Vogt & Wolf, Akt.-Ges., Gütersloh, Aktien.
Volksbank Geilenkirchen-Hünshoven, Geilenkirchen, Aktien.
Wesermühlen-Akt.-Ges., Hameln, Aktien.
— do. — 5% Schuldverschreibungen und gezogene Stücke.
Westdeutsche Boden-Kredit-Anstalt, Köln, Aktien.
— do. — 3½% u. 4% Pfandbriefe u. gezogene Stücke.
Verein. Westfalia Zeche, Dortmund, 4% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Westfäl. 3%, 3½%, 3¾% u. 4% Provinzial-Anleihescheine u. gezogene Stücke.
Westfälische 3%, 3½% und 4% landsch. Pfandbriefe.
Westfäl. Kleinbahnen Akt.-Ges., Bochum, 4½% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Westfälische Metallindustrie, Aktien.
Westfälische Metallindustrie, Aktien.
Westfälische Stahlwerke, Bochum, Aktien und Vorzugs-Aktien.
— do. — 4% Schuldverschreib. und gezogene Stücke.
Westfalen Electricitäts-Werk, Bochum, Aktien.
4% Wiesbadener Stadt-Anleihe von 1909.
Worms, 3½% und 4% Stadt-Anleihen und gezogene Stücke.
Württembergische Landesbank, Aktien.

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Bilanz per 30. Juni 1911.

Aktiva.	ℳ	₰
An Kassa-Konto	108 368	83
„ Wechsel-Konto	2 728 126	03
„ Guthaben bei Banken	44 387 859	33
„ Kautions-Konto	7 619 018	05
„ Konsortial-Konto	3 186 898	59
„ Effekten-Konto	65 817 976	03
„ Elektrizitäts-Werke und elektrische Anlagen	1 393 419	10
„ Debitoren	88 271 295	57
„ Hypotheken	104 000	—
„ Patent-Konto	1	—
„ Inventarium-Konto	1	—
„ Geschäftshaus Friedrich Karl-Ufer	2 632 220	—
„ Fabriken, Grundstücke, Gebäude, Maschinen, Werkzeuge u. Modelle	38 851 992	31
„ Inventur	77 982 768	66
	333 083 954	50

Passiva.		ℳ	₰
Per Aktien-Kapital		130 000 000	—
„ Obligationen		50 350 000	—
„ Rückstellungs-Konto		13 267 255	53
„ Reservefonds		46 359 191	32
„ Rückstellung für Talonsteuer		982 445	—
„ Wohlfahrts-Einrichtungen		9 904 255	13
„ Geloste Obligationen		66 000	—
„ Obligations-Zinsen		861 365	—
„ Fällige Dividenden		27 505	—
„ Aval-Akzepte		116 280	—
„ Kreditoren		59 008 928	23
„ Reingewinn: hiervon:			
14% Dividende Mk. 100 000 000,—	Mk. 14 000 000,—		
7% „ „ 30 000 000,—	„ 2 100 000,—		
Tantieme des Aufsichtsrats inkl. Steuer	„ 575 000,—		
Zuweisung an Rückstellungs-Konto	„ 2 373 553,15		
Rückstellung f. Erweiterungsbau d. Geschäftshauses	„ 750 000,—		
Gratifikationen a. Beamte u. Wohlfahrtseinrichtung.	„ 850 000,—		
Zuweisung an Unterstützungsfonds	„ 850 000,—		
Vortrag 1911/12	„ 642 176,14	22 140 729	29
		333 083 954	50

Gewinn- und Verlust-Konto per 30. Juni 1911.

Debet.	ℳ	₰	Kredit.	ℳ	₰
An Handlungs-Unkosten-Kto.	763 424	07	Per Bilanz-Konto: Vortrag aus 1909/10	425 225	78
„ Steuern-Konto	2 028 645	65	„ Geschäftsgewinn pro 1910/11	25 151 580	76
„ Abschreibungen	644 007	53			
„ Bilanz-Konto: Reingewinn	22 140 729	29			
	25 576 806	54		25 576 806	54

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W 57